Paed. Pr.
2787.

Paed. Pr.
~~30 pea~~
2787-5 Reban

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36632331280019

<36632331280019

Bayer. Staatsbibliothek

S. 121.

Heilige Sagen, Mährchen und Legenden,

zur Bildung

des

Geistes und Herzens

herausgegeben

von

Heinrich Rebau.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1842.
von Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

211. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neueste

Jugend-Bibliothek.

Zur Bildung

des

Geistes und Herzens

herausgegeben

von

Heinrich Rebau.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Fünftes Bändchen.

Heilige Sagen, Mährchen und Legenden.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1842.
von Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mutterlehren.

Es war Abend, und des Halbmonds Silberschifflein glitt über die schwarzblaue Himmelstiefe ruhig dahin. Ein mühseliger Tag war verstrichen für die fleißige Salome: denn sie hatte den Heuern an der steilen Berghalde geholfen, und im Bewußtseyn des wohlvollbrachten Tagewerks saß sie nun still auf der Bank am Eschenbaum vor ihrer niedrigen Hüttenthüre. Da sprang der muntere Gotthold, ihr einziger, zwölfjähriger Knabe, hüpfend aus dem Stalle herbei, wo er der Ziege noch ein Futter eingelegt hatte.

„Was, Gotthold!" rief die Mutter, „du bist noch nicht schlafen gegangen, und hast doch heute so weit her Reisig geholt?"

„Nein, Mutter," versetzte der Springinsfeld. „Peter hat mir hübsche Geschichten erzählt, daß ich nicht müde geworden, und so bin ich noch bei der Fälbel gewesen, ein paar Hände voll Gras in die Raufe zu werfen; da gibt sie brav Milch, und ich bekomme desto mehr zum Morgenbrot."

„Du gutes Kind!" seufzte die Mutter. „Nur dich zu haben, und eine so arme Wittwe zu seyn, daß ich kaum dich recht zu ernähren vermag, — es thut dem Herzen doch weh!"

„Nun, Mutter! ich bin ja immer satt geworden, und bin gesund, wie der Vogel im Busche; mein

Wämmschen ist sauber, die Schuhe für den Winter hast du auch schon bestellt; was fehlt mir denn?"

„Freilich, freilich!" meinte Salome, „das Sprichwort hat Recht: es ist keine Mutter so arm, sie giebt ihrem Kinde doch warm!"

„Nun, weißt du was, mein Goldmütterchen! Ich will ja herzlich gern reich werden, und dann sollst du Hülle und Fülle haben."

„Reich werden, du! Wie fingest du's an? — Sieh, wer Fünfzigtausend hat, dem kommen die Hunderttausend im Schlaf; aber die Fünfzigtausend . . . . ach, da kostet's Schweiß und Schwielen und Kopfbrechen, und am Ende heißt es: Gewinnen hilft nicht zum Reichseyn, es kommt auf den Segen des Himmels an."

„O, ja wohl zuweilen! Aber die Bergmännchen, die Gutchen und die Hexenmeister, wenn die Jemandem hold sind, so gehet es im Hui, wie man eine Hand umkehrt."

„So, so! Wer sagt dir das?"

„Der Peter, und der hat's von seiner Großmutter, und die von ihrem Vater, und der von dem seinigen; es kömmt von Alters her. Du sagtest mir aber nie davon, Mütterchen!"

„Mit Grund, mein ehrlicher Gotthold. Es sind eitele Fünde, die muthwilligen und faulen Bursche leichtsinnig zu machen. Auch hilft Alles nicht, wenn der rechte Pfiff dabei fehlt."

„Ja, den will ich drum lernen. Oder sag' ihn mir!"

„Nichts Leichteres, Kind! Arbeit und Frömmigkeit, Klugheit und Genügsamkeit! Ohne die vier hilft

auch die Macht der Bergmännlein, hilft Alles nicht. Davon ist viel zu erzählen."

Gotthold fuhr auf, umarmte die Mutter, warf den Krauskopf in ihren Schooß, und bittete beweglich: „O, erzählen, Mütterchen! viel erzählen! Die ganze Nacht will ich zuhören, wenn du mir Geschichten weißt, aber neue, neue! die alten einandermal!"

„Gut," sagte die Mutter, „gut! drei halbverschollene, graue Landessagen erzähl' ich dir, und merk' auf den rechten Sinn dabei! Arbeit und Frömmigkeit lehrt die eine, Genughaben die andere, und Klugseyn die dritte. Groß Wesens ist da freilich nicht zu vernehmen; denn nicht für die lange Weile erfunden sind sie. Wer aber mag Acht geben, dem frommt's, und am Kleinen wird das Große gelernt. Ich will nur sehen, ob du den Kern herauskriegst, Gotthold! Mich dünkt, du solltest jetzt eben mehr verstehen, als das leckere Fleisch vom Steine zu naschen!"

Der Knabe schwieg voll gespannter Erwartung still, und gleichsam voraus schon den Schauer des Geheimen, des Grausenhaften in allen Gliedern fühlend, zog er sich knapp zusammen, glitt an den Gewändern Salome's leise herunter zur Erde, und blieb dann mit gepreßtem Athem, an ihre Knie gelehnt in hochbegieriger Aufmerksamkeit sitzen.

„Du sollst mir aber nichts einreden!" warnte die Mutter, „denn so hat man mir's auch erzählt. Ein schales Geplauder bricht den Geschichten das Herzblatt aus, und es giebt keine Frucht."

Gotthold verharrte mit Schweigen; er nahm das Verbot so gewissenhaft, daß er schon ein Versprechen, es zu halten, für einen Bruch geachtet hätte. Der

Mutter wurde das deutlich, nachdem sie drei Vaterunser lang im Erwarten einer Antwort still gesessen. Jetzt mit dem Tone der eigenen Ueberzeugung hub sie an:

„Es war einmal ein wohlhabender Landmann auf Itramen im Grindelwaldthale, der mit Namen Oswald hieß, und sieben herrliche Kühe besaß. Und eines Abends auf der Alp, da er selbst droben hirtete, und des morgenden Tages hinabziehen sollte zu Thal, war er vor Müdigkeit eingeschlafen um die Zeit der ersten Nachtwache bei leuchtendem Vollmond, und hatte nicht gebetet zuvor. Auf einmal kommt ein graubärtiges Männchen aus der Felswand, das hat ein langes Hirtenkleid an, und ein Salztäschlein hängt von der Schulter, eine mannslange Ruthe schwankt in seinem Fäustlein. Gar geschickt auch jodelt es auf Sennenart den versammelten Kühen zu, treibt sie sachte nach einem Felsenbord, und verschwindet eben in die Lüfte hinauf, als der Schläfer erwacht über dem Gemuhe seines Viehes, das ganz erbärmlich schrie vor der gräulichen Wolkenfahrt. Da war dem Hirten weh bis in sein tiefstes Herz hinein, denn seine köstlichste Habe war verloren, und er trauerte rathlos drei Tage lang auf der verödeten Alptrift, bis er sich einen Muth gefaßt. Aber von nun an war er arbeitsamer als zuvor, alle Tage früh auf und spät nieder, und voll guten Vertrauens. Er machte Nachheu auf den niedrigen Waiden, und führte es in die Scheuer. Jeden Morgen und jeden Abend ging er von Haus nach dem Stalle seines Viehes drei Viertelstunden weit, dort zog er sein Stallwamms an, nahm die Mistgabel, stellte sich an in der Ordnung den Stall

zu säubern, warf mit Geberden Heu in den Rechen, führte sein Vieh hinaus zur Tränke, nahm das Melkgeschirr, hockte nieder und that, als melke er die Kühe sämmtlich der Reihe nach, pfiff dabei, rief sie mit Namen, summte Liedlein oder Reigen, und hielt sich wacker bis auf das Kleinste hinaus. Er kannte wohl die jähzornigen Bergmännlein, daß sie voll sind von Schalkheit und wunderbar neckisch gegen das Hirtenvolk. Jedoch in Allem hielt er geflissentlich seine Zunge: denn die Männlein strafen hart, was übel und rauh geredet wird. Niemals schalt er auf sie, niemals sprach er böse von ihnen. Auch an den grimmigsten Wintertagen unterließ er nie sein Hirtengeschäft; aber oft ward es ihm sauer, bis an die Hüften um Nichts und wieder Nichts durch den Schnee zu waten, oder auf dem halsbrechenden Glatteise bergan zu gehen. Und einmal, ausglitschend und niederkrachend, flucht' er einen einzigen Fluch, halblaut nur zwischen den Zähnen; aber vorher und nachher blieb er Meister von seinem Munde, wie sich's gebührt. Doch ward es ihm lang und mühselig, also die sechs Wintermonde hindurch in Demuth auszuharren, und nicht zu wissen, wie es zuletzt ihm helfen werde. Ja, wahrlich, mein Kind! das ist Arbeit über alle Arbeit! Gestrebt und gelitten, erhitzt und erkältet, die Glieder wie zerbrochen, und doch kein Ziel vor Augen, kein Lohn in der Hand!"

„Da lachte der Frühling in's Land, und grad' am ersten Maientag schreitet Oswald hinauf zum Stalle, daß er ihn öffne für die lustige Maienzeit, als ließ er sein Vieh in das Grüne nach gutem Landesbrauch; und das Herz war ihm schwer, so herrlichen Gras-

wuchs zu sehen, aber nicht Kühe, nicht muntere Kälblein dazu."

„Was geschieht? — Indem der Oswald eben aus dem Stalle wieder in's Freie tritt, und hai! ruft, als jagt' er die verlorenen Rinder hinaus, so gewahrt er am steilen Abhange, stracks auf sich darhüpfend, alle die sieben Kühe zugleich, nur fettleibiger als sie gewesen, und neben jeder sprang ein Kalb in lächerlichen Sätzen, bald mit den zwei Vorderfüßen, bald mit den zwei Hinterfüßen aufschauckelnd in die Luft. Hinter dem Häuflein Vieh aber schritt das Zwergmännlein mit dem Salztäschlein und der mannslangen Gerte lächelnden Angesichts, und schon aus der Ferne gar keinen Blick abwendend von dem erstaunten Landmann, der wenig begriff, wie ihm geschah, und der immer das stattliche Vieh anglotzte."

„Jetzt war es völlig genaht, daß Oswald auch die großen strotzenden Euter der Kühe wahrnahm, und das Zwerglein kam hervor durch den Haufen, wies stillschweigend nach dem Euter der allervordersten, legte sich die Hand auf den Mund, zeigte sodann himmelwärts mit derselben, streckte den Zeigefinger empor, und wies abermals nach der bezeichneten Kuh hin. Da lief dem Hirten ein Schauer den Rücken hinab: denn indem er scharfspähend das runde glänzende Thier überblickte, ward er gewahr, daß am Euter eine von den vier Zitzen fehle, — und sogleich verstand er die Geberde des Männleins. Eine Strafe hatt' es verkündet, eine Strafe von oben für ein Wort des Mundes — und gleich besann er sich auf den gemurmelten Fluch im Winter. Eine Strafe war die fehlende Zitze, und wie schrecklich wäre es ihm ergangen, wenn

er so sündlicher Reden noch mehr geführt, wenn er dem Zorn und der Ungeduld sich überlassen hätte. Jetzt war das Ausharren in der mühseligen Arbeit ihm belohnt!"

„Und seine Frömmigkeit vergolten!" setzte Gotthold hinzu. „O Mutter, ich hab's ja verstanden! Und hurtig erzähle die zweite der Geschichten! Ich mache nicht Mucks dazu! du siehst ja, daß ich wohl aufmerke."

„Schön!" versetzte die Mutter, strich dem Knaben die Locken von der Wange, gab ihm einen sanften Kuß, und fuhr dann, ohne weiter ein Wort zu verlieren, im treuherzigen Erzählungstone fort.

„Zu derselben Zeit, oder nicht lange darauf, lebte drunten im Land, ich glaube bei dem kleinen Gerzensee, reich und stattlich ein alter Bauersmann, der Speicher und Kasten voll, aber das Herz im Leibe doch leer hatte von Zufriedenheit. Der grübelte viel und lang, daß er genug thäte seiner Habsucht: denn Arbeit mit redlichem Gewinn schaffte länger ihm kein Genügen. Da ward ihm kund, daß die Leute munkelten von einem tiefverborgenen Schatz in einem Hügel des nahen Geländes, und wie der Schatz geladen sey auf einen ungeheuren vierräderigen Wagen, der oft in des Hügels inwendigem Raume durch Knarren und Rasseln vernommen werde. Zuletzt ward auch gesagt von einem steinalten Mütterchen, daß am Ostertag um Mitternacht des Wagens eichene Deichsel hervorstehe aus dem abschüssigen Hügelrain an der Morgenseite, und wie man wohl möge dann Roß oder Rind daran spannen; aber daß sie prasselnd zurückgehe tief in des Hügels Bauch, so bald eine Stunde verstrichen sey, und daß Niemand je den Wagen herausgeschafft habe."

„Der alte Nimmersatt fand gleich keine Rast mehr, als die Mähr' ihm zu Ohren gebracht war. Nichts von dem, was er hatte, gefiel ihm hinfort; es sey Lumperei, sprach sein thörichter Mund, es sey Bettel gegen den Schatzwagen, und einmal sey der Wagen bestimmt einem gescheidten Mann, der ihn an's Licht herausziehe: denn wozu sehe sonst die Deichsel aus dem Erdboden hervor?"

„Also gieng der Mann, von Unruhe gejagt, allnächtlich aus mit einem großmächtigen Hammer und klopfte gierig an jeden Sandhügel und Grasrain, ob es hohl klingen, und ob es die Stätte des Wagens ihm endlich verrathen wolle. Dieweil aber das Jahrelang umsonst geschehen, war er nur hitziger darauf, gab Niemandem ein gutes Wort, brütete heimlich über seltsamen Gedanken oder Büchern, guckte den Nachthimmel an, und genoß aller Freude des Lebens nicht. Zu allerletzt gerieth er an einen Geisterbanner, der Rath wußte zu bösen Künsten, wie dazumal oft geschah. Derselbe Wicht ließ den habgierigen Bauer schwer Geld bezahlen, und zirkelte viel im Sande herum, machte Flausen mit dem Haselstock, gieng in schwärzester Nacht auf Kundschaft aus, und berichtete dem Alten nach Jahr und Tag, der Hügel sey gefunden, auf nächsten Ostertag solle die Deichsel klafterlang in die Lüfte ragen, und so manchen kohlschwarzen Bock er in der Nacht dort schlachten würde, bis zu der angesagten Zeit, so manche Goldkiste mehr werden die Unterirdischen auf den Wagen noch laden."

„Der Geiznarr läßt sich's nicht reuen, mit Geld und guten Worten alle schwarzhaarigen Böcke des Landes herbeizuschaffen, und schlachtet sie heimlich in

den Mitternächten auf den Schatzhügel ab, und stiert mit rollenden Augen, ob der Boden nicht aufschwelle von den Goldkisten, die der Wagen auf seine Leitern kriegt. Das Herz wollte fast ihm bersten vor Gier, als der Ostertag näher rückte. Und wie sie kam, die Höllennacht selber, ist der Alte wieder fröhlich zum erstenmal; vier gewaltige Stiere, vier tüchtige feurige Rosse, stark durch das nahrhafteste Futter während Monaten, dazu Ketten und Seile, Lederriemen und neues Geschirr waren bereit, und Niemand durfte was wissen, als der Geisterbanner; alle Knechte und Mägde sammt der eigenen gottseligen Frau wurden listig fortgeschickt auf die Nacht: denn der Filz wollte den Raub verstecken, ohne daß ein Mensch ihn merken könnte."

„Da wird's finster, und die Käuzlein wehklagen, die Fledermäuse schwirren, das Unkengeschrei macht sich laut. Beide Geldwölfe ziehen aus mit Peitschen, um die Zugthiere zu treiben, mit Hebeln, um die Räder zu fördern, mit den Zugthieren selbst und allem Geräthe des Vorspannes, ihre Herzen entbrannt in erschrecklichen Gelüsten. Am Hügel ankommend, weil sie nicht wagen, Lichter zu brennen, sind sie bemüht, durch Tappen Alles in Bereitschaft zu setzen, und der Beschwörer bindet mit furchtbaren Bannsprüchen dem Alten auf die Seele, jedes Wort und jeder Laut in der Geisterstunde sey der Untergang ihrer Hoffnung auf Lebenslang."

„Es schlägt zwölf; ein Krachen, als sollte die Erde sich spalten, geht von dem Abhange des Hügels aus, und eine Deichsel, drei Spannen dick, saust in Pfeilesschnelle neben den erschrockenen Männern heraus. Aber da war kein Besinnen, da galt keine War-

nung mehr; sie fahren zu bei bläulichem Schwefellichte, das an der Spitze der Deichsel matt in die Finsterniß leuchtet. Schnell sind die Stiere sammt den Pferden vorgespannt, und schnell mit den Peitschen auch angetrieben. Ein Ruck, und wieder ein Ruck! der Boden klaffet je mehr und mehr, die Zugthiere dampfen, sie sträuben sich und bäumen sich, sie ziehen wiederum keuchend an der Sündenlast. Herrgott über die Reichthümer, die auf den Wagen geschichtet sind! Alle Felgen und Speichen erglänzen von Schwefellicht. Die Schatzgräber helfen nach mit Hebebäumen, und schon sind die Vorderräder aus dem Erdboden gelupft, schon rücken die Hinterräder in's Freie daher. O da schwoll übermächtig das Herz des Bauern, und im Taumel der Freude bricht er des Schweigens Bann, jauchzet: hoho, nun ist's bald heraus! — und fällt von einem entsetzlichen Gebraus und Gerassel und Gestampfe wie sinnlos gemacht, auf den erdröhnenden Boden. Rosse, Stiere, Wagen, durch übermenschliche Gewalt, fahren zurück in den Erdschlund hinein; die laut ächzenden Thiere streben aus Todesangst entgegen, und schlagen fußtief ihre Hufe und Klauen in den Grund; aber ein Kinderspiel ist Alles gegen die Höllenmacht. Der Geisterbanner verschwindet, und der Bauer kommt erst in der Morgendämmerung durch die Nässe des Thaues zur Besonnenheit."

„Alles war hin; ohne Spur, den zerstampften Grasboden abgerechnet, sind die Gespanne sammt Ketten und Geschirr im unerbittlichen Erdenschoos; nichts als Schande, Lügen, Spott und wiederum Schande harrt des Geldbegierigen; er zerkrazt sich hundertmal das Angesicht, wirft sich auf der Erde herum, wühlt

krampfhaft in die Tiefe hinab, springt als ein Rasender endlich hoch in die Lüfte, blickt wahnsinnigen Blickes um sich her, und rennt dann unter herzdurchbohrendem Geheul dem vorüberfließenden Aarfluß zu worauf ihn kein Mensch mehr gesehen hat." — —

„Und dieser Thor, mein Sohn! hatte viel, hatte genug, und hatte nur die Genügsamkeit nicht."

„Ach, Mutter," sagte Gotthold, „das war grausig, mir vergeht das Gelüsten, reich zu werden. Erzähle hurtig die dritte Geschichte! denn ich gienge nicht in mein Kämmerchen, wenn die Angst über den Goldwagen und den Nimmersatt mir so frisch in Gedanken bliebe."

„Ja," sprach Salome, „die Sage lautet schauerlich. Aber zum Lächeln ist die dritte, damit du noch diese hörest, und wir endlich zu Bette gehen: denn der Mond ist vorgerückt und die Nachtkühle hat überhand genommen."

„Im Siebenthale war vor langer, langer Zeit ein guter, einfältiger Mann, der Jörg geheißen wurde. Dem hatte sein Vater ein wenig Land hinterlassen und eine Stampfmühle, Haber oder Gerste zu stampfen, da denn die Leute gern um einigen Lohn ihre Körner brachten, sie bereiten zu lassen, und Jörg ein Verdienstlein hatte davon. Aber Jörg mußte nebenbei noch taglöhnern, oder auf seinem Erdstücklein arbeiten, und dann ward die Mühle nicht im Gang erhalten, oder es wurde nichts aufgeschüttet, oder das Wasser in der Rinne blieb aus und die Mühle ward nicht gereinigt zu rechter Zeit: denn jeden Abend hätte sie gewischt, jeden Sonnabend gefegt seyn sollen, und Jörg vermochte nicht sich einen Knecht zu halten.

„Eine Zeitlang denn gieng der Erwerb mehr hinter sich, als vor sich, und Jörg hatte Lust, die Stampfmühle gänzlich aufzuheben. Da geschah's als er eines Abends heimkam, daß er die Mühle sauber gereinigt fand, alles Geräth an seinen Ort gebracht, und das Wasser abgestellt, weil die Stampfe nichts mehr zu schaffen hatte. Das gefiel dem Jörg aus der Maaßen wohl, und er dankte gern im Herzen irgend einem Kunden, der mochte hergekommen seyn, und das freundliche Werk verrichtet haben. Nachbarsleute zu solcher Gefälligkeit gab es indessen nicht, weil die Mühle seitab in einem Thalwinkel lag, und das nächste Dörflein zu fern war, als daß die Menschen umsonst sich herbemühet hätten."

„Jedoch der freundliche Dienst kehrte wieder; zumal des Sonnabends, wenn Jörg nach dem Dörflein gegangen, sich ein wenig auszuplaudern, und für den Sonntag frisches Brot zu holen, fand er vergnüglich allemal bei der Heimkehr die Stampfe gefegt, das Bächlein abgestellt, jedes Ding in Ordnung, alles wieder verschlossen, und nie die mindeste Spur von Bosheit, oder Ungeschick, oder sonst von Menschenhänden."

„Das fing ihn an zu wundern, und anstatt nach wie vor seinem Tagewerk obzuliegen, erfreut, ob dem guten Gewinne, der ihm zu Theil ward durch den unsichtbaren Helfer, begann er zu grübeln, wer derselbe wohl sey, kam oft in der Mitte des Tages heim, daß er ihn überrasche, lag Stunden hindurch im Hinterhalte, und sah doch weder kommen, noch gehen, derweilen die Mühle doch immer besorgt ward, und am Sonnabend in Ordnung kam. Da schien ihm's nicht recht geheuer, und anstatt fernerhin draußen herum zu

lauschen, verbarg er sich oben auf dem Estrich unter dem Dache, hob einen Laden in die Höhe, und blieb mäuschenstill niedergelegt, um hinabzuspähen in den Mühlenraum."

„Und wie kams? Im Fußboden der Mühle gieng ein Brett in die Höhe, denn es war Samstag Abend, wo das Fegmännchen allemal richtig auf Arbeit kam. Ein Spitzkopf guckte, gleich einer Feldmaus, schüchtern aus dem Loche hervor, nieste sich, wie wenn die Oberluft ihm die Nase kitzelte, fuhr dann vollends in die Höhe, und ließ ein bewegliches Männchen sehen, das, kaum drei Fuß hoch, an allen Gliederchen aber derb und gewandt, erst tanzend und hüpfend herumfuhr, und dann mit Behendigkeit zur Arbeit schritt. Im Nu ward jedes Ding verrichtet. Gerste, die noch vorräthig in den Säcken stand, wurde hurtig eingeschüttet, die Stämpfel hämmerten rasch, das Zermalmte kam wieder in die Säcke, die Hämmer wurden gesäubert, der Stampftrog ausgefegt und geglättet, alle Getriebe mit Oel gesalbt, jeder Staub hinweggewischt, jeder Abgang in einen Kasten geworfen, und endlich das Wasser abgestellt durch einen Ruck an der Kurbel, welche nach außen mit Rad oder Rinne zusammenhing."

„Der einfältige Jörg wußte nichts vom Erdvölklein, und sperrte nur tüchtig das Maul auf, und dachte, keinem Menschen ein Wort zu sagen, aber von der Sache weidlich Gewinn zu ziehen. Das Fegmännchen indeß, nachdem es alle Geräthschaften, Besen, Wurfschaufeln, was weiß ich, an ihren Ort gestellt, hockte possirlich auf dem Stampftrog, wiegte das Köpflein in den Händen, und summte:

Fehlt das Kleidchen, fehlt der Kranz,
Fehlen Schühlein mir zum Tanz,
Rührt' ich doch mich, heisassa!
Lustig in der Mühle da!

Hui war's verschwunden das Zwerglein, in den Boden hinab, und der Boden gieng wieder in seine Fugen, daß Jörg, als er hinabgeschlichen, ihn nicht erkennen mochte vor dem übrigen, so sehr er erst auch überzeugt war, sich ihn scharf gemerkt zu haben."

„Dummkopf der!" flüsterte Gotthold, und — „sagst du was?" fragte die Mutter; doch der Knabe schwieg, und war froh, daß die Mutter zu zweifeln schien, ob er einen Laut gegeben.

„Dem Taps," fuhr nach der kurzen Unterbrechung Salome fort, „dem Taps träumte nichts von Bescheidenheit, und die gehört doch voran, wenn Unterirdisches oder Ueberirdisches sich in das Menschenthun legt. Er konnte nicht satt werden, sich als gar sonderlich was zu preisen ob dem Wundermännchen, wie wenn der Himmel aller Welt was genommen und nur ihm bescheert haben sollte. Jeden Tag war er fortan erpicht, den lustigen Mühlknappen zu beschauen, und anstatt doppelten Gewinns, den er haben konnte, ließ er Alles stehen, um nur in die Stampfe zu gaffen. So bald aber das Männchen wieder aufduckte aus seinem Mäuseloch, ward auch Jörg gewahr, daß es ganz erbärmlich abgetragen sey an Hütchen und Mäntelchen und Schühlein: denn bei'm ersten Male hatt' er das übersehen vor lauter Verwunderung. Da sann er naseweis in den Haushalte des Erdvölkleins einzugreifen, und der Gescheideste zu seyn. Es ist leicht zu helfen doch, meinte er, und eine Hand wäscht

die andere; denn wie du mir, so ich dir! — Von nun an besah er das Zwerglein auf das Genaueste mit sicherem Augenmaaß, und bestellte sich ein sauberes Kleidchen und Höschen sammt Schühlein und einer stattlichen Filzmütze mit geschwungenen Hahnenfedern und einem Flitterkränzchen. Ei potz tausend! gedacht' er, und schlug sich an die Hüfte, das hab' ich klug ausgesonnen. Was das Männchen wird Freude haben, und erst mir fleißig seyn, wenn ich's begabe mit dem saubern Sonntagsstaat! Gut ist gut gewesen, aber besser wird besser seyn!"

„Und eines Sonnabends, wie der neue Schmuck zu Stande gekommen, tritt Jörg auf den Zehen — es war schon lange Nachmittag — in die Stampfmühle, hängt an einen Nagel, recht niedrig, die Kleidung auf, und das Hütchen dazu, stellt die Schuhe mit safranfarbenen Schleifen dicht darunter, witscht leise wiederum davon, und in lauter Katzensprüngen auf den Estrich, wirft sich nieder, hält den Athem an sich, und will vergehen vor Erwartung, und vor dummem Selbstgefallen, was er da Kluges angestellt."

„Der Fußboden nach einem Weilchen öffnet sich, und das Fegmännchen blickelt heraus. Im Hui springt es vollends an das Licht, und thut seine Geschäfte. Lang will es nicht Kleidchen, nicht Schühlein bemerken. Es rudert herum, und schafft und fegt wie gewöhnlich, bis Alles geschehen ist. Alsdann guckt es auf, nimmt des Putzes urplötzlich wahr, und macht einen Freudensprung, glich einem Waldeichhorn, daß die Fetzen seines Mäntelchens ihm über dem Kopfe zusammenflatterten. Im Nu steckt es bis an die Ohren in dem neuen Staate, prangt herrlich da-

mit, und stolzirt in der Stampfe herum. Endlich fängt es zu hüpfen an, indem es singt aus voller Kehle:

Hei, wie sauber, recht und ganz
Ist der Putz mir doch zum Tanz!
Fege hier, wer fegen mag,
Ich will tanzen Nacht und Tag!

O weh! und der Laden sprang auf, das Männlein hinab, die Fetzen ließ es liegen, und Jörg hatte bekümmert das Nachsehen. Er wartete den Morgen darauf, er wartete zwei, drei Wochen lang, zwei, drei Monate lang, und verzehrte sich fast in seinem Unmuth; aber der Laden sprang nicht mehr empor, das Spitzköpfchen blickelte nimmer heraus, die Mühle blieb stocken, und Alles lag ungefegt, wenn nicht Jörg an die Arbeit gieng. Er schlug sich tausendmal vor den Kopf, daß er so klug hatte seyn wollen; aber sein Leben lang kam es zu nichts mit ihm." —

„Hoho, Mütterchen! das ist lustig gewesen," lachte Gotthold jetzt auf, als er merkte, daß die Geschichte zu Ende sey. „Und weißt du was, Mütterchen! ich halte mich an's Gute, daß ich mit dem Klügeln auf's Bessermachen nicht Alles verliere, wie Jörg der Ueberkluge."

„Gar gut, mein Söhnlein!" ermahnte Salome. „Die drei Landessagen gehen von Mund zu Mund in meinem Geschlechte. Mancher spottet darüber, thäte doch wohl, er verhielte sich darnach. Sey du, mein freudiger Gotthold, in Demuth ihrer eingedenk, so wird dir's wohl ergehen. Und merk' dir's noch einmal: die Bergmännchen und die Zwerglein helfen nicht, die Zauberer und ihre Künste helfen nicht; es kömmt

an auf's Arbeiten und Frommseyn, aufs Genughaben und die Klugheit! Da hilft der Himmel selbst, und der Böse verliert die Gewalt darüber. Jetzt geh' schlafen, Kind! aber vergiß nicht zu beten, wie der Oswald es vergaß! Das einzige Mal hat ihm Kummer und Angst genug erweckt!"

„Gute Nacht denn, Mutter!" rief Gotthold, und küßte herzlich das sorgsame Weib. Sein Köpfchen aber war voll von den drei Geschichten; er schlief noch lange nicht, und die Lehren der wackeren Salome gruben in dieser stillen Sommernacht sich tief in die Seele des Knaben.

Salome saß aber eine Weile noch draußen, und sah wehmüthig nach dem abwärts tauchenden Monde hin; dann stand sie langsam auf, und sang leise, wie mit Geisterstimme, was jüngst in ihrem neuen Liederbuche ihr aufgefallen war:

„Mutter, Mutter, guten Saamen
Streu' in deines Kindes Brust!
Aus des weichen Herzens Grunde
Keimt er auf zu rechter Stunde,
Dir und ihm die beste Lust.
Frommes Beispiel, weise Lehre,
Das ist auch des Armen Hort;
Unser Herr mit Wort und Leben
Hat voraus uns den gegeben,
Und mit Segen erbt er fort."

Aber der Knabe, der in seinem Kämmerlein noch gelauscht, bis er die Mutter hineinkommen hörte, vernahm wohl, was sie sang, und weil er gemerkt hatte, wie das Lied ihr gefiel, so war er insgeheim darüber her gewesen, und hatte sich's auswendig gelernt. Also sprach er mit lauter Stimme, daß die verwunderte Mutter alle Wörtchen verstand, die zehn Schlußzeilen des Liedes:

„Jenseits von des Himmels Höhen,
Blickst du, treue Mutter! einst
Nach der Erde stillen Thalen,
Siehst dein Kind in Unschuld strahlen,
Dankest deinem Gott, und weinst.
Ja, du weinest Freudenzähren.
Ob des Kindes Pilgerlauf.
Deiner Lehren, deiner Thaten
Gottgeweihte schöne Saaten
Blüh'n zu Glück und Heil ihm auf!

Der Frauensand.

Westlich im Südersee in Holland wachsen mitten aus dem Meere Gräser und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchthürme und stolzen Häuser der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Fluth begraben liegen. Der Reichthum hatte ihre Bewohner ruchlos gemacht, und als das Maaß ihrer Uebelthaten erfüllt war, giengen sie bald zu Grunde. Fischer und Schiffer am Strand des Südersees haben die Sage von Mund zu Mund fortbewahrt.

Die vermögendste aller Insassen der Stadt Stavoren war eine gewisse Jungfrau, deren Namen man nicht mehr nennt. Stolz auf ihr Geld und Gut, hart gegen die Menschen, strebte sie blos, ihre Schätze immer noch zu vermehren. Flüche und gotteslästerliche Reden hörte man viel aus ihrem Munde. Auch die übrigen Bürger dieser unmäßigreichen Stadt, zu deren Zeit man Amsterdam noch nicht nannte, und Rotter=

dam ein kleines Dorf war, hatten den Weg der Tugend verlassen.

Eines Tages rief diese Jungfrau ihren Schiffmeister, und befahl ihm, auszufahren und eine Ladung des Edelsten und Besten mitzubringen, was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann, gewöhnt an pünktliche und bestimmte Aufträge, nähere Weisung; die Jungfrau bestand zornig auf ihrem Wort, und hieß ihn alsbald in die See stechen. Der Schiffmeister fuhr unschlüssig und unsicher ab, er wußte nicht, wie er dem Geheiß seiner Frau, deren bösen, strengen Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte und überlegte hin und her, was zu machen, was zu thun sey. Endlich dachte er: ich will ihr eine Ladung des köstlichsten Waizen bringen, was ist schöneres und edleres zu finden auf Erden, als dieß herrliche Korn, dessen kein Mensch entbehren kann? Also steuerte er nach Danzig, befrachtete sein Schiff mit ausgesuchtem Waizen; und kehrte alsdann, immer noch unruhig und furchtsam vor dem Ausgang, wieder in seine Heimath zurück. „Wie, Schiffmeister," rief ihm die Jungfrau entgegen, „du bist schon hier? Ich glaubte dich an der Küste von Afrika, um Gold und Elfenbein zu handeln, laß sehen, was du geladen hast." Zögernd, denn an ihren Reden merkte er schon, wie wenig sein Einkauf ihr behagen würde, antwortete er: „Meine Frau, ich führe Euch zu den köstlichsten Waizen, der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden." — „Waizen," sprach sie, „so elendes Zeug bringst du mir?" — „Ich dachte," erwiederte der Schiffmeister, „das wäre so elend nicht, was uns unser tägliches und gesundes Brot giebt." — „Ich will dir zeigen,

wie verächtlich mir deine Ladung ist: von welcher Seite ist das Schiff geladen?" — „Von der rechten Seite," sprach der Schiffmeister. — „Wohlan, so befehle ich dir, daß du zur Stunde die ganze Ladung auf der linken Seite in die See schüttest, ich komme selbst hin und sehe, ob mein Befehl erfüllt worden."

Der Seemann zauderte, einen Befehl auszuführen der sich so gräulich an der Gabe Gottes versündigte, und berief in Eile alle arme und dürftige Leute aus der Stadt an die Stelle, wo das Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrin zu bewegen hoffte. Sie kam und frug: „Wie ist mein Befehl ausgerichtet?" Da fiel eine Schaar von Armen auf die Knie vor ihr, und baten, daß sie ihnen das Korn lieber austheilen möchte, als es vom Meer verschlingen zu lassen. Aber das Herz der Jungfrau war hart, wie Stein, und sie erneuerte den Befehl, die ganze Ladung schleunig über Bord zu werfen. Da bezwang sich der Schiffmeister länger nicht, und rief laut: „Nein, diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt lassen, wenn es wahr ist, daß der Himmel das Gute lohnt und das Böse straft; ein Tag wird kommen, wo Ihr die edlen Körner, die Ihr so verspielt, eins nach dem andern auflesen möchtet, Euren Hunger damit zu stillen!" — „Wie," rief sie mit höllischem Gelächter, „ich soll dürftig werden können? Ich soll in Armuth und Brotmangel fallen? So wahr sollen auch meine Augen diesen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe des Sees werfe." Bei diesen Worten zog sie einen kostbaren Ring vom Finger, und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung des Schiffes und aller Waizen, der darauf war, wurde also in die See ausgeschüttet.

Was geschieht? Einige Tage darauf gieng die Magd dieser Frau zu Markt, kaufte einen Schelfisch, und wollte ihn in der Küche zurichten; als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring, und zeigte ihn ihrer Frau. Wie ihn diese sah, erkannte sie ihn sogleich für ihren Ring, den sie neulich in's Meer geworfen hatte, erbleichte und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewissen. Wie groß war aber ihr Schrecken, als in demselben Augenblicke die Botschaft eintraf, ihre ganze aus dem Morgenland kommende Flotte wäre gestrandet. Wenige Tage darauf kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf sie noch reichliche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuser, worin sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück — und kaum war ein Jahr verflossen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiffmeisters in allen Stücken. Arm und von keinem betrauert, von vielen verhöhnt, sank sie je länger, je mehr in Noth und Elend, hungrig bettelte sie Brot vor den Thüren, und bekam oft keinen Bissen, endlich verkümmerte sie und starb verzweifelnd.

Der Waizen aber, der in das Meer geschüttet worden war, sproßte und wuchs das folgende Jahr; doch trug er taube Aehren. Niemand achtete das Warnungszeichen, allein die Ruchlosigkeit von Staworen nahm von Jahr zu Jahr überhand; da zog Gott der Herr seine schirmende Hand ab von der Stadt. Auf eine Zeit öffnete sich Nachts die See, und verschlang mehr, als drei Viertel der Stadt in rauschender Fluth. Noch beinahe jedes Jahr versinken einige Hütten der Insassen, und es ist seit der Zeit

kein Segen und kein wohlhabender Mann in Stavoren zu finden. Noch wächst immer alljährlich an derselben Stelle ein Gras aus dem Wasser, das kein Kräuter-Kenner kennt, das keine Blüthe trägt, und sonst nirgends mehr auf Erden gefunden wird. Der Halm treibt lang und hoch, die Aehre gleicht der Waizenähre, ist aber taub und ohne Körner. Die Sandbank, worauf es grünt, liegt entlang der Stadt Stavoren und trägt keinen andern Namen, als den des Frauensandes.

Der Arme und der Reiche.

Einst sah ein armer Holzhauer, der hinter den Felsentrümmern der Dummburg im Halberstädtischen eine Buche fällen wollte, einen Mönch langsam daher kommen durch den Forst, und verbarg sich hinter dem Baum. Der Mönch ging vorbei, und in die Klippen hinein. Der Holzhauer schlich ihm nach, und sah, daß der Mönch an einer kleinen Pforte stehen blieb, die noch keiner der Dorfbewohner entdeckt hatte. Der Mönch klopfte leise an, und rief: „Thürlein, öffne dich!" und die Pforte sprang auf. „Thürlein, schließe dich!" hörte er rufen, und es schloß sich die Pforte. Am ganzen Leibe zitternd, bezeichnete der Holzhauer den gekrümmten Gang mit Zweigen und über einander gelegten Steinen. Seit der Zeit konnte er nicht schlafen und nicht essen; so ängstete ihn die Neugierde zu wissen, was in dem Keller sey, zu dem die wunderbare Pforte führte.

Den nächsten Samstag fastete er; und mit Sonnenaufgang ging er am Sonntage, den Rosenkranz in der Hand, hin zu den bezeichneten Klippen. Jetzt stand er vor der Pforte, und klapperte mit den Zähnen: denn immer dacht' er einen Geist kommen zu sehen in Mönchsgestalt. Aber es erschien ihm kein Geist. Zitternd schlich er heran zur Pforte, lauschte lange, und — hörte nichts. Endlich betete er in der Angst seines Herzens zu allen Heiligen, und klopfte dann schnell, halb ohne Besinnung, an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!" sprach er mit schwacher, bebender Stimme. Die Pforte sprang auf, und er sah vor sich einen schmalen dämmernden Gang. Er wankte hinein, und der Gang verlor sich bald in ein geräumiges, ziemlich helles Gewölbe. „Thürlein, schließe dich!" sagte er ohne es zu wollen. Da schloß sich hinter ihm die Pforte.

Nun gieng er zitternd vorwärts, und fand große offene Fässer und Säcke, angefüllt mit alten Thalern und feinen Gulden und schweren Goldstücken. Auch standen da mehrere Schmuckkästchen voll Juwelen und Perlen; kostbare Monstranzen und geschmückte Heiligenbilder lagen und standen auf silbernen Tischen in den Ecken der Höhle. Der Holzhauer bekreuzte und segnete sich, wünschte tausend Meilen sich von dem bezauberten Ort; und konnte doch der Begierde nicht wiederstehen, etwas zu nehmen von den ungebrauchten Schätzen, um seine Frau und seine acht Kinder zu kleiden, die lange schon in Lumpen giengen.

Zitternd und mit zugedrückten Augen streckte er seine Hand aus nach einem Sack, der zunächst neben ihm stand, und nahm einige Gulden heraus. Er faßte

schnell nach seinem Kopfe, und fand ihn noch fest sitzen an seiner Stelle. Schon weniger zitternd und durch die Augenwimpern blinzend, nahm er einige Thaler, auch ein Paar Hände voll von den kleinen glänzenden Blechmünzen, und wankte, sich bekreuzend, der Thür wieder zu.

„Komm wieder!" rief ihm eine dumpfe Stimme aus der Tiefe der Höhle. Kaum vermochte er, da rings um ihn Alles im Kreise sich drehte, das „Thürlein, öffne dich!" zu stammeln. Da sprang die Pforte auf. Fröhlicher und lauter rief er: „Thürlein schließe dich!" und es schloß sich die Thür.

Er eilte nach Hause, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, sagte aber nichts von den gefundenen Schätzen, gieng dann in die Klosterkirche, und opferte zwei Zehntheile von Allem, was er genommen hatte in der Höhle, für die Kirche und die Armen. Den folgenden Tag gieng er zur Stadt, und kaufte seiner Frau und seinen Kindern einige Kleidungsstücke, die sie sehr bedurften. Er habe, sagte er, einen verwitterten alten Thaler und ein Paar Gulden unter den Wurzeln der Buche gefunden, die er fällte.

Den folgenden Sonntag gieng er mit festerem Schritt hin zu der Pforte in den Klippen, machte es, wie das erstemal, und füllte mehr, doch mäßig und bescheiden, seine Taschen. „Komm wieder!" rief ihm die dumpfe Stimme. Und er kam den dritten Sonntag wieder, und füllte seine Taschen wie vorher.

Jetzt war er in seinen Augen ein reicher Mann. Aber, was sollte er machen mit seinem Reichthum? Er gab der Kirche und den Armen zwei Zehntheile von Allem, was er hatte; und das Andere wollte er

in seinem Keller vergraben, um von Zeit zu Zeit nach dem Bedürfniß seines Hauses etwas zu holen. Doch konnte er der Begierde nicht wiederstehen, sein Geld vorher zu messen: denn Geld zu zählen, hatte er nimmer gelernt.

Er gieng zu seinem Nachbar, einem reichen, reichen Mann, der aber hungerte bei seinem Reichthum, der mit Korn wucherte, den Arbeitern den Lohn entzog, Wittwen und Waisen das Ihrige abdrang, auf Pfänder lieh, und keine Kinder hatte. Von diesem borgte er eine Metze, maaß sein Geld, vergrub es, und trug die Metze zurück.

Aber die Metze hatte große Spalten, durch welche der Kornwucherer bei'm Verkauf an arme Handarbeiter durch Schütteln und Schlagen immer einige Körner wieder auf seinen Haufen zurückfallen ließ. In einer dieser Spalten waren einige kleine Blechmünzen zurückgeblieben, die der Holzhauer bei'm Ausschütteln des Geldes nicht bemerkte.

Doch den Falkenaugen des reichen Nachbars entgiengen sie nicht. Er suchte den Holzhauer im Walde auf, und fragte ihn, was er gemessen habe mit der Metze? „Holzsaamen, Hamsterkorn und dergleichen," antwortete dieser stotternd. Aber mit Kopfschütteln zeigte ihm der Wucherer die Blechmünzen, drohte ihm mit den Gerichten und der Folter, und dann versprach er ihm wieder Alles, was er sich nur wünschen konnte. Und so preßte er ihm nach und nach das geahnete Geheimniß ab, und lernte von ihm die furchtbaren Worte.

Die ganze Woche hindurch machte nun der reiche Wucherer Entwürfe, wie er mit einem Male alle

Schätze herausschaffte aus der Höhle, und auch die, welche in Nebenhöhlen noch etwa verborgen seyn könnten, und unter der Erde vergraben seyn dürften. Hätte er alle dieß Geld wohl beigescharrt, dann berechnete er schon zum Voraus, wie er nach und nach einen Morgen Landes nach dem andern seinen Nachbarn wohlfeil abkaufen, oder abklagen und abschwören wollte. So dachte er Herr von dem ganzen Dorf und vielleicht von mehrern benachbarten Dörfern zu werden, sich dann vom Kaiser adeln zu lassen, und als Raubritter die ganze Gegend sich steuerbar zu machen.

Dem Holzhauer gefiel es nicht, daß sein böser Nachbar zur Burg gehen wollte. Er bat ihn, abzustehen von seinem Vorhaben, stellte ihm die Gefahr vor, erzählte ihm hundert Beispiele von unglücklich gewordenen Schatzgräbern. Aber wer hält einen Geizhals von einem offenen Sack voll Goldstücke zurück?

Durch Drohungen und Bitten wurde der Holzhauer endlich beredet, einmal nur noch mitzugehen zu der Pforte; er sollte die Säcke, die der Wucherer selbst alle herausschleppen wollte, nur in Empfang nehmen und im Gebüsch verstecken. Dafür sollte er die Hälfte haben von Allem, und die Kirche den Zehnten; auch sollten alle Armen des Dorfes neu gekleidet werden. So sprach der Geizige. In seinem Herzen aber hatte er beschlossen, den Holzhauer, wenn er seiner Hülfe nicht mehr bedürfte, in den tiefen Brunnen in der Burg hinunter zu stürzen, den Armen nichts, und der Kirche einige Blechmünzen zu geben, wozu er im Geiste schon die leichtesten aussuchte.

Den nächsten Sonntag gieng der Geizige noch vor Aufgang der Sonne mit dem Holzhauer in die

Klippen der Dummburg. Auf seiner Schulter trug er einen großen Dreischeffelsack, in dem zwanzig etwas kleinere steckten, und einen Spaten und eine große Hacke. Der Holzhauer warnte ihn noch einmal ernstlich vor Habsucht, aber vergebens; empfahl ihm das Gebet zu den Heiligen, aber umsonst. In sich fluchend und zähneknirschend gieng der Geizhals vor sich hin.

Nun kamen sie zu der Pforte. Der Holzhauer, dem nicht wohl war bei der Sache, den aber die Furcht vor der Folter zurückhielt, blieb in einiger Entfernung stehen, um die Säcke in Empfang zu nehmen.

„Thürlein öffne dich! rief hastig und vor Gier zitternd der Kornwucherer. Da öffnete sich die Pforte und er gieng hinein. „Thürlein schließe dich!" Die Pforte schloß sich hinter ihm.

Kaum war er im Gewölbe und sah alle die Fässer und Säcke und Kasten voll Gold und edlen Steinen und Perlen und blinkendem Gelde, so verschlang er Alles mit den Augen, und riß mit bebender Hand die zwanzig Säcke aus dem großen Sack heraus, und wollte hastig sie füllen.

Da kam aus der Tiefe der Höhle langsamen Schritts ein großer schwarzer Hund mit feurigen funkelnden Augen, und legte sich wechselnd auf jeden gefüllten Sack und auf alle das Geld.

„Fort mit dir, du Geizhals!" so grinzte der große schwarze Hund ihn an. Bebend fiel er zur Erde, und kroch auf Händen und Füßen der Thüre zu. Aber in der Angst seines Herzens vergaß er das „Thürlein, öffne dich!" rief einmal über das andere: „Thürlein, schließe dich!" und die Pforte blieb verschlossen.

Lange harrte sein der Holzhauer mit pochendem

Herzen. Endlich nahte er sich der Thür. Da schien's ihm, als hörte er Aechzen und Winseln und ein dumpfes Hundegeheul — und dann war es plötzlich wieder still.

Jetzt hörte er das Läuten zur Messe in dem Kloster. Er betete seinen Rosenkranz; dann pochte er leise an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!" Es öffnete sich die Pforte; aber — o Jammer! da lag der blutende Körper seines bösen Nachbars ausgestreckt auf seinen Säcken, und die Fässer und Kästen voll Gold und Silber und Diamanten und Perlen sanken vor seinen Augen immer tiefer und tiefer in die Erde!

Die drei Bergleute.

In Böhmen liegt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wenn sie Morgens in den Berg giengen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch; zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel versehen; drittens ihr Bischen Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berg bewahren möchte, und darnach fingen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten, und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel, und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu seyn, und sprachen: „Ach Gott! wir armen

Bergleute, wir müssen nun Hungers sterben! Wir haben nur einen Tag Brot zu essen, und einen Tag Oel für die Lampe!" Nun befahlen sie sich Gott, und dachten bald zu sterben; doch wollten sie nicht müßig seyn, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre brannte, und ihr kleines Bischen Brot, von dem sie täglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie sich nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten, sie würden sie nimmermehr wiedersehen, und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geschah es, daß Einer von den Dreien unter der Erde so recht aus Herzensgrund wünschte: „Ach, könnt' ich noch einmal das Tageslicht sehen, so wollt' ich gerne sterben!" Der Zweite sprach: „Ach könnt' ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und essen, so wollt' ich gerne sterben!" Da sprach der Dritte: „Ach! könnt ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt' ich gerne sterben!" — Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig und sprang voneinander. Da gieng der Erste zu dem Riß, und schaute hinauf, und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward; da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf, und kamen endlich heraus. Sie gingen

nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser, und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?“ — „Ja,“ antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre todt, und liegen im Kuttenberg begraben.“ — Der zweite sprach zu seiner Frau: „ich bin dein Mann,“ aber sie wollt' es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte, und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol' mir das Bartmesser, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu.“ Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Essen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin, und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war, und eben den letzten Bissen Brot gegessen hatte, da fiel er um und ward todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen, als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hatte Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

Drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar am Rheinstrom lebte recht vergnügt und glücklich beisammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: Wenn man's gut hat, hätte man's gern besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Liese auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Maiers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen, und Nüsse aufklopften, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfee Anna, die im kristallenen Schlosse mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut, und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte

den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen, und etwas von ein Paar Dutzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfee sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte. „Acht Tage lang," sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht." — Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosendufts zog wieder, wie eine Wolke am Himmel, der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen, so waren sie jetzt doch recht übel d'ran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken, oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht gelten, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: „Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag."

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen Beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angiengen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein

anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: „Wenn wir nur jetzt ein gebratenes Würstlein dazu hätten,“ sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan! Schnell wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre!“ sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen, und hing zu beiden Seiten herab, wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Waizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierrath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfee bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Liese wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander

an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liese wie vorher, und die schöne Bergfee kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfee also kommen sollte, so sey nicht geizig, sondern wünsche

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Das Elfenreich.

„Wo ist denn Marie, unser Kind?" fragte der Vater.

„Sie spielt draußen auf dem grünen Platz," antwortete die Mutter, „mit dem Sohne unsers Nachbars."

„Daß sie sich nicht verlaufen!" sagte der Vater besorgt; „sie sind unbesonnen."

Die Mutter sah nach den Kleinen und brachte ihnen ihr Halber-Abendbrot. — „Es ist heiß!" sagte der Bursche, und das kleine Mädchen langte begierig

nach den rothen Kirschen. „Seyd nur vorsichtig, Kinder!“ sprach die Mutter: „lauft nicht zu weit vom Hause, oder in den Wald hinein! Ich und der Vater gehen auf's Feld hinaus.“ Der junge Andreas antwortete: „O seyd ohne Sorge; denn vor dem Wald fürchten wir uns; wir bleiben hier bei'm Hause sitzen, wo Menschen in der Nähe sind.“

Die Mutter gieng, und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung, und wandten sich nach dem Felde, um nach den Knechten und zugleich auf die Heuärndte zu sehen. Ihr Haus lag auf einer grünen Anhöhe, von einem zierlichen Gezäune umgeben, welches auch ihren Frucht- und Baumgarten umschloß; das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter, und jenseits erhob sich das gräfliche Schloß. Martin hatte von der Herrschaft das große Gut gepachtet, und lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde vergnügt, denn er legte jährlich zurück, und hatte die Aussicht, durch Thätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war, und der Graf ihn nicht drückte.

Indem er mit seiner Frau nach seinen Feldern gieng, schaute er fröhlich um sich und sagte: „Wie ist doch die Gegend hier so ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir sonst wohnten. Hier ist es so grün, das ganze Dorf prangt von dicht gedrängten Obstbäumen, der Boden ist voll schöner Kräuter und Blumen, alle Häuser sind munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir dünkt, die Wälder hier sind schöner und der Himmel blauer, und so weit nur das Auge reicht, sieht man seine Lust und Freude an der freigebigen Natur.“

„So wie man nur," sagte Brigitte, „dort jenseits des Flusses ist, so befindet man sich wie auf einer andern Erde, alles so traurig und dürr! Jeder Reisende behauptet aber auch, daß unser Dorf weit und breit in der Runde das schönste sey."

„Bis auf jenen Tannengrund," erwiederte der Mann; „schau einmal dorthin zurück, wie schwer und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heitern Umgebung liegt; hinter den dunkeln Tannenbäumen die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der schwermüthig vorüberfließende Bach!"

„Es ist wahr," sagte die Frau, indem Beide still standen, „so oft man sich jenem Platze nur nähert, so wird man traurig und beängstigt, man weiß selbst nicht, warum. Wer nur die Menschen seyn mögen, die dort wohnen, und warum sie sich doch nur so von allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn sie kein gutes Gewissen hätten?"

„Armes Gesindel," erwiederte der junge Pachter, „dem Anschein nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen, und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die Herrschaft sie duldet."

„Es können auch wohl," sagte die Frau weichmüthig, „arme Leute seyn, die sich ihrer Armuth schämen, denn man kann ihnen doch eben nichts Böses nachsagen. Nur ist es bedenklich, daß sie sich nicht zur Kirche halten, und man auch eigentlich nicht weiß, wovon sie leben, denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüst zu liegen scheint, kann sie unmöglich erhalten, und Felder haben sie nicht."

„Weiß der liebe Gott," fuhr Martin fort, indem

sie weiter giengen, „was sie treiben mögen, kommt doch auch kein Mensch zu ihnen, denn der Ort, wo sie wohnen, ist ja wie verbannt und verhext so daß sich auch die vorwitzigsten Bursche nicht hingetrauen.“

Dieses Gespräch setzten sie fort, indem sie sich in das Feld wandten. Jene finstere Gegend, von welcher sie sprachen, lag abseits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte sich eine Hütte und verschiedene, fast zertrümmerte Wirthschaftsgebäude; nur selten sah man Rauch dort aufsteigen; noch seltener wurde man Menschen gewahr, zuweilen hatten Neugierige, die sich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abscheuliche Weiber im zerlumpten Anzuge wahrgenommen, auf deren Schooß eben so häßliche und schmutzige Kinder sich wälzten; schwarze Hunde liefen herum; in Abendstunden gieng wohl ein ungeheurer Mann, den niemand kannte, über den Steg des Baches und verlor sich in die Hütte hinein; dann sah man in der Finsterniß sich verschiedene Gestalten, wie Schatten, um ein ländliches Feuer bewegen. Dieser Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landschaft, gegen die weißen Häuser des Dorfes und gegen das prächtige neue Schloß den sonderbarsten Abstich.

Die beiden Kinder hatten jetzt die Früchte verzehrt; sie verfielen darauf, um die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsamen Andreas immer den Vorsprung ab. „So ist es keine Kunst!“ rief dieser endlich aus; „aber lasse es uns einmal in die Weite versuchen, dann wollen wir sehen, wer gewinnt!“ — „Wie du willst,“ sagte die Kleine, „nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen.“

— „Nein,“ erwiederte Andreas, „aber dort auf jenem Hügel steht der große Birnbaum, eine Viertelstunde von hier; ich laufe hier links um den Tannengrund vorbei, du kannst rechts in das Feld hinein rennen, daß wir nicht eher, als oben wieder zusammenkommen, so sehen wir dann, wer der beste ist.“

„Gut,“ sagte Marie, und fing schon an zu laufen, „so hindern wir uns auch nicht auf demselben Wege, und der Vater sagt ja, es sei zum Hügel hinauf gleich weit, ob man diesseit, ob man jenseit der Zigeunerwohnung geht.“

Andreas war schon vorgesprungen und Marie, die sich rechts wandte, sah ihn nicht mehr. Er ist eigentlich dumm, sagte sie zu sich selbst, denn ich dürfte nur den Muth fassen, über den Steg bei der Hütte vorbei, und drüben wieder über den Hof hinauszulaufen, so käme ich gewiß viel früher an. Schon stand sie vor dem Bache und dem Tannenhügel. Soll ich? Nein, es ist doch zu schrecklich, sagte sie. Ein kleines weißes Hündchen stand jenseits und bellte aus Leibeskräften. Im Erschrecken kam das Thier ihr wie ein Ungeheuer vor, und sie sprang zurück. O weh! sagte sie, nun ist der Andres weit voraus, weil ich hier steh' und überlege. Das Hündchen bellte immerfort, und da sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegentheil ganz allerliebst vor: es hatte ein rothes Halsband um, mit einer glänzenden Schelle, und so wie es den Kopf hob und sich im Bellen schüttelte, erklang die Schelle äußerst lieblich. Ei! es will nur gewagt seyn! rief die kleine Marie, ich renne, was ich kann, und bin schnell jenseits wieder hinaus, sie können mich doch eben nicht

gleich von der Erde weg auffressen! Somit sprang das muntre, muthige Kind auf den Steg, rasch an dem kleinen Hund vorüber, der still ward und sich an sie hinschmeichelte, und nun stand sie im Grunde, und rund umher verdeckten die schwarzen Tannen die Aussicht nach ihrem älterlichen Hause und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben, leuchteten, blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüthen, in Käfigen aus glänzendem Draht hingen an dem Geländer vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen, kurzen Röckchen, mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen sprangen umher, einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sie sammelten Blumen und schenkten sie einander, andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehen, aber wohl stand ein großes, schönes Haus mit eiserner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu finden. Da sie aber nicht blöde war, gieng sie gleich zum ersten Kind, reichte ihm die Hand, und bot ihm guten Tag. „Kommst du uns auch einmal zu besuchen?“ sagte das glänzende Kind; „ich habe dich draußen rennen und springen sehn, aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet.“ — „So seyd ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben,“ sagte Marie, „wie Andreas immer spricht? O freilich ist er nur dumm und redet viel in den Tag hinein.“ — „Bleib

nur bei uns," sagte die wunderbare Klein, „es solle dir schon gefallen." — „Aber wir laufen ja in die Wette." — „Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm und iß." — Marie aß und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andreas, der Wettlauf, und das Verbot ihrer Aeltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu, und fragte nach dem fremden Kinde. „Gute Frau," sagte Marie, „von ohngefähr bin ich herein gelaufen, und da wollen sie mich hier behalten." — „Du weißt Zerina," sagte die schöne Frau, „daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist; auch hättest du mich erst fragen sollen." „Ich dachte," sagte das glänzende Kind, „weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnt' ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und du hast dich selber über ihr munteres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen!"

„Nein, ich will hier bleiben," sagte Marie, „denn hier ist es schön, auch finde ich hier das beste Spielzeug, und dazu Erdbeeren und Kirschen, draußen ist ist es nicht so herrlich."

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andere brachten ihr Lämmer, oder wunderbares Spielgeräth, andere machten Musik und sangen dazu, am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegen gegangen war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: ich

will immer bei euch bleiben und ihr sollt meine Schwestern seyn, worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. „Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen," sagte Zerina. Sie lief eilig in den Pallast, und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich glänzender Saamenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern, und streute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder und andere erschienen an ihrer Stelle. „Jetzt," sagte Zerina, „mache dich auf etwas größeres gefaßt." Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden, und stampfte sie hastig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen. „Fasse dich fest mit mir," sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich emporgehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich, und die beiden Kinder hielten sich hin und wieder schwebend in den rothen Abendwolken umarmt; die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder, und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft, und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete

sich Marie; die andere Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden, und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie giengen durch die erzene Thür des Pallastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal, sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kindergestalten in den anmuthigsten Stellungen kletterten und schaukelten; nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben, bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann sank die Farbe erblassend zurück, der Purpur flammte auf, und das Gold entzündete sich; dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben, und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehen und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, so wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wundersame Gefäße standen an den Wänden umher, alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfaltigen Gestalten gearbeitet und schimmerte mit der freundlichsten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stücke auseinander zu suchen, und sie in die Gefäße zu legen; andre, höckrig und krummbeinig, mit langen rothen Nasen, trugen schwer und vorn über gebückt Säcke

herein, so wie die Müller Getraide, und schüttelten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links, und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrießliche Gesichter und sahen scheel, als Marie über ihre Gebehrden und Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter eingeschrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand, und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. „Was giebt's wieder?" fragte er mürrisch, als die Kinder ihm etwas näher kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, daß sie nur gekommen seyen, sich in den Kammern umzuschauen. „Immer die alten Kindereien," sagte der Alte; „wird der Müßiggang nie aufhören?" Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft, und ließ die Goldstücke wägen und aussuchen; andere Zwerge schickte er fort, manchen schalt er zornig. „Wer ist der Herr?" fragte Marie; „unser Metallfürst," sagte die Kleine, indem sie weiter gingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teiche, aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfieng sie, und Zerina ruderte sehr ämsig. Die Fahrt gieng schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Gräben und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten,

„Diese Wasser rechts,“ sagte das glänzende Kind, „fließen unter euren Gärten hinab, davon blüht dort alles so frisch; von hier kommt man in den großen Strom hinunter.“ Plötzlich kamen aus allen Bächen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien, andere hielten rothe Korallenzacken, und wieder andere bliesen auf krummen Muscheln; ein verworrenes Getöse schallte lustig von den dunkeln Ufern wieder; zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder andern, und hingen ihnen um den Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied, und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür that sich dieser von einander, und eine ganz rothe weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. „Geht es recht lustig zu?“ fragte Zerina. „Sie sind eben in Thätigkeit,“ antwortete jene, „und so freudig, wie man sie nur sehen kann, aber die Wärme ist auch äußerst angenehm.“

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saal, so daß bei'm Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als sich das Auge etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Gestalten tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmuthigeres

sehen konnte; ihr Körper war wie von röthlichem Kristall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an, und begrüßten es mit verschiedenen Beugungen; aber als Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück, und rief: „Du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!"

Marie fühlte die Hitze. „Warum kommen nur," sagte sie, „die allerliebsten Geschöpfe nicht zu uns heraus, und spielen mit uns?" — „Wie du in der Luft lebst," sagte jene, „so müssen sie immer im Feuer bleiben, und würden hier außen verschmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen! Jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehen neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehen."

Hier war's unterdessen Nacht geworden. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still und die Kinder schliefen in mannichfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern lustwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: „Laß uns doch zur Abwechslung einmal nach den Tannen hinaus gehn, wie es dort aussehen mag." — „Gern," sagte Zerina „so kannst du auch zugleich dorten unsere Schildwa-

chen besuchen, die dir gewiß gefallen werden, sie stehen oben auf dem Walle zwischen den Bäumen." Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebenhügel, und kamen endlich, nachdem sie lange den Wendungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. „Wie kommt es nur," fragte Marie, „daß wir hier innerhalb so weit zu gehen haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist?" — „ich weiß nicht," antwortete die Freundin, „wie es zugeht, aber es ist so." Sie stiegen zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten mit mehligen, bestäubten Angesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eule nicht unähnlich; sie waren in farbige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet, und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich; mit Fledermausflügeln, die abentheuerlich neben dem Mantel hervorstarrten, wehten und fächelten sie unablässig. „Ich möchte lachen, und mir graut," sagte Marie. „Diese sind unsre guten fleißigen Wächter," sagte die kleine Gespielin, „sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wundersames Fürchten befällt, der sich uns nähern will; sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergiengen sie gar."

„Aber wer seyd ihr denn," fragte Marie, indem

sie wieder in die Blumendüfte hinunter stiegen, „oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?"

„Wir heißen Elfen," sagte das freundliche Kind, „man spricht wohl auch in der Welt von uns, wie ich gehört habe."

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. Der schöne Vogel ist angekommen! riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie Jung und Alt sich über die Schwelle drängte. Alle jauchzten, und von innen scholl eine jubilirende Musik heraus. Als sie hineingetreten waren, sahen sie die große Rundung von den mannichfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher, als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen, und auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so hellleuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blitzten. Der Schnabel war roth, und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt öffnete er den leuchtenden Schnabel, und süße Töne quollen aus seiner bewegten Brust, in schönern Weisen, als die der brünstigen Nachtigall; mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, bis auf

die kleinsten Kinder selbst, vor Freuden und Entzückungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte, und sich den Augen dann schnell verlor.

Warum seyd ihr alle so in Freude?" fragte Marie, und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner, als gestern vorkam. „Der König kommt!" sagte die Kleine, „den haben viele von uns noch gar nicht gesehen, und wo er sich hinwendet, ist Glück und Fröhlichkeit; wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Boten seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienst des Königs gesandt wird, heißt Phönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt ist, so wie es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst; so stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf, und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königs ist dir nicht vergönnt."

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch

das Gedränge, winkte Marien zu sich, und gieng mit ihr unter einen einsamen Laubengang. „Du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind," sagte sie; „der König will auf zwanzig Jahr, und vielleicht auf länger, sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, und meistens hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Ueberschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich irgend wem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und alle umher, so wie du selbst, entbehren dann das Glück und die Segnung unserer Nähe: noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl." Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich. Schon stand sie auf der schmalen Brücke, die kalte Luft wehte hinter ihr aus den Tannen, das Hündchen bellte auf das herzhafteste und ließ sein Glöckchen ertönen; sie sah zurück, und eilte in das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütten, die dämmernden Schatten sie mit ängstlicher Furcht befielen.

„Wie werden sich meine Aeltern meinethalb in dieser Nacht geängstigt haben!" sagte sie zu sich selbst, als sie auf dem Felde stand, „und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich gewesen bin und was ich gesehen habe, auch würden sie mir nimmermehr glauben." Zwei Männer giengen an ihr vorüber, die sie grüßten, und sie hörte hinter sich sagen: „Sieh das Mädchen, wo mag sie nur her seyn?" Mit eiligeren Schritten

näherte sie sich dem älterlichen Hause; aber die Bäume, die gestern voller Früchte hingen, standen heute dürr und ohne Laub, das Haus war anders angestrichen, und eine neue Scheune darneben erbaut. Marie war in Verwunderung, und dachte, sie sey im Traum; in dieser Verwirrung öffnete sie die Thür des Hauses, und hinter dem Tische saß ihr Vater, zwischen einer unbekannten Frau und einem unbekannten Jüngling. „Mein Gott, Vater!" rief sie aus, „wo ist denn die Mutter?" — „Die Mutter?" sprach die Frau ahnend und stürzte hervor; „ei, du bist doch wohl nicht, — ja freilich, freilich bist du die verlorene, die todtgeglaubte, die liebe einzige Marie." Sie hatte sie gleich an einem kleinen braunen Male unter dem Kinn, an den Augen und der Gestalt erkannt. Alle umarmten sie, alle waren freudig bewegt, und die Aeltern vergossen Thränen. Marie verwunderte sich, daß sie fast zum Vater hinauf reichte, sie begriff nicht, wie die Mutter so verändert und gealtert seyn konnte, sie fragte nach dem Namen des jungen Menschen. „Es ist ja unsers Nachbars Andreas," sagte Martin; „wie kommst du nur nach sieben Jahren so unvermuthet wieder? Wo bist du gewesen? Warum hast du denn gar nichts von dir hören lassen?" — „Sieben Jahr?" sagte Marie, und konnte sich in ihren Vorstellungen nicht wieder zurecht finden; „sieben ganzer Jahre?" „Ja, ja," sagte Andreas lachend, und schüttelte ihr treuherzig die Hand; „ich habe gewonnen, Mariechen, ich bin schon vor sieben Jahren an den Birnbaum und wieder hieher zurück gewesen, und du, Langsame, kommst nun heut erst an."

Man fragte von neuem, man drang in sie, doch

sie, des Verbotes eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr fast die Erzählung in den Mund, daß sie sich verirrt habe, auf einen vorbeifahrenden Wagen genommen, und an einen fremden, fernen Ort gebracht sey, wo sie den Leuten den Wohnsitz ihrer Aeltern nicht habe bezeichnen können; wie man sie nachher nach einer weit entlegenen Stadt gebracht habe, wo gute Menschen sie erzogen und geliebt; wie diese nun gestorben, und sie sich endlich wieder auf ihre Geburtsgegend besonnen, eine Gelegenheit zur Reise ergriffen habe, und so zurück gekehrt sey. „Laßt alles gut seyn," rief die Mutter; „genug, daß wir dich nur wieder haben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!"

Andreas blieb zum Abendbrot und Marie konnte sich noch in nichts finden. Das Haus dünkte ihr klein und finster; sie verwunderte sich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erschien; sie betrachtete den Ring am Finger, dessen Gold wundersam glänzte, und einen rothbrennenden Stein künstlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete sie, daß der Ring ebenfalls ein Geschenk ihrer Wohlthäter sey.

Sie freute sich auf die Schlafenszeit, und eilte zur Ruhe. Am andern Morgen fühlte sie sich besonnener, sie hatte ihre Vorstellungen mehr geordnet, und konnte den Leuten aus dem Dorfe, die alle sie zu begrüßen kamen, besser Red' und Antwort geben. Andreas war schon mit dem Frühesten wieder da, und zeigte sich äußerst geschäftig, erfreut und dienstfertig. Die Herrschaft ließ Marien auf das Schloß fordern, sie mußte hier wieder ihre Geschichte erzählen, die ihr

nun schon geläufig geworden war. Der alte Herr und seine Frau bewunderten ihre gute Erziehung, denn sie war bescheiden, ohne verlegen zu seyn, sie antwortete höflich und in guten Redensarten auf alle vorgelegten Fragen; die Furcht vor den vornehmen Menschen und ihrer Umgebung hatte sich bei ihr verloren, denn wenn sie diese Säle und Gestalten mit den Wundern und der hohen Schönheit maaß, die sie bei den Elfen im heimlichen Aufenthalt gesehen hatte, so erschien ihr dieser irdische Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menschen fast gering.

Es war im Hornung. Die Bäume belaubten sich früher, als je, so zeitig hatte sich die Nachtigall noch niemals eingestellt, der Frühling kam schöner in das Land, als ihn sich die ältesten Greise erinnern konnten. Aller Orten thaten sich Bächlein hervor und tränkten die Wiesen und Auen; die Hügel schienen zu wachsen, Rebengeländer erhuben sich höher, die Obstbäume blühten wie niemals, und ein schwellender, duftender Segen hing schwer in Blüthenwolken über der Landschaft. Alles gedieh über Erwarten, kein rauher Tag, kein Sturm beschädigte die Frucht; der Wein quoll erröthend in ungeheuern Trauben, und die Einwohner des Ortes staunten sich an, und waren wie in einem süßen Traum befangen. Das folgende Jahr war eben so, aber man war schon an das Wundersame mehr gewöhnt. Im Herbst gab Marie den dringenden Bitten des Andreas und ihrer Aeltern nach: sie ward seine Braut, und im Winter mit ihm verheirathet.

Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt hinter den Tannenbäumen zurück; sie blieb

still und ernst. So schön auch alles war, was sie umgab, so kannte sie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leise Trauer ihr Wesen zu einer sanften Schwermuth stimmte. Schmerzhaft traf es sie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern oder Schelmen sprachen, die im finstern Grunde wohnten; oft wollte sie sie vertheidigen, die sie als die Wohlthäter der Gegend kannte, vorzüglich gegen Andreas, der eine Lust im eifrigen Schelten zu finden schien, aber sie zwang das Wort jedesmal in ihre Brust zurück. So verlebte sie das Jahr, und im folgenden ward sie durch eine junge Tochter erfreut, welche sie Elfriede nannte, indem sie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leute wohnten mit Martin und Brigitte in demselben Hause, welches geräumig genug war, und halfen den Aeltern die ausgebreitete Wirthschaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald besondere Fähigkeit und Anlagen, denn sie lief sehr früh, und konnte Alles sprechen, als sie noch kein Jahr alt war; nach einigen Jahren aber war sie so klug und sinnig, und von so wunderbarer Schönheit, daß alle Menschen sie mit Erstaunen betrachteten, und ihre Mutter sich nicht der Meinung erwehren konnte, sie sehe jenen glänzenden Kindern im Tannengrund ähnlich. Elfriede hielt sich nicht gern zu andern Kindern, sondern vermied bis zur Aengstlichkeit ihre geräuschvollen Spiele, und war am liebsten allein. Dann zog sie sich in eine Ecke des Gartens zurück, und las oder arbeitete eifrig am kleinen Nähzeuge; oft sah man sie auch wie tief in sich versunken sitzen, oder daß sie in den Gängen heftig auf und nieder gieng und mit sich

selber sprach. Die beiden Aeltern ließen sie gern gewähren, weil sie gesund war und gedieh, nur machten sie die seltsamen verständigen Antworten und Bemerkungen oft besorgt. „So kluge Kinder,“ sagte die Großmutter Brigitte vielmals, „werden nicht alt, sie sind zu gut für diese Welt, auch ist das Kind über die Natur schön, und wird sich auf Erden nicht zurecht finden können.“

Die Kleine hatte die Eigenheit, daß sie sich höchst ungern bedienen ließ, Alles wollte sie selber machen. Sie war fast die Früheste auf im Hause, und wusch sich sorgfältig und kleidete sich selber an; eben so sorgsam war sie am Abend; sie achtete sehr darauf, Kleider und Wäsche selbst einzupacken, und durchaus Niemand, auch die Mutter nicht, über ihre Sachen kommen zu lassen. Die Mutter sah ihr in diesem Eigensinne nach, weil sie sich nichts weiter dabei dachte; aber wie erstaunte sie, als sie sie an einem Feiertage, zu einem Besuch auf dem Schlosse, mit Gewalt umkleidete, so sehr sich auch die Kleine mit Geschrei und Thränen dagegen wehrte, und auf ihrer Brust an einem Faden hängend, ein Goldstück von seltsamer Form antraf, welches sie sogleich für eines von jenen erkannte, deren sie so viele in dem unterirdischen Gewölbe gesehen hatte. Die Kleine war sehr erschrocken, und bat so dringend und herzlich, es ihr zu lassen, daß Marie es wieder auf derselben Stelle befestigte, und voller Gedanken mit ihr stillschweigend zum Schlosse hinauf gieng.

Seitwärts vom Hause der Pächterfamilie lagen einige Wirthschaftsgebäude zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgeräthes, und hinter diesen be-

fand sich ein Grasplatz mit einer alten Laube, die aber kein Mensch jetzt besuchte, weil sie nach der neuen Einrichtung der Gebäude zu entfernt vom Garten war. In dieser Einsamkeit hielt sich Elfriede am liebsten auf, und es fiel Niemanden ein, sie hier zu stören, so daß die Aeltern oft in halben Tagen ihrer nicht ansichtig wurden. An einem Nachmittage befand sich die Mutter in den Gebäuden, um aufzuräumen und eine verlorene Sache wieder zu finden, als sie wahrnahm, daß durch eine Ritze der Mauer ein Lichtstrahl in das Gemach falle. Es kam ihr der Gedanke, hindurch zu sehen, um ihr Kind zu beobachten, und es fand sich, daß ein locker gewordener Stein sich von der Erde schieben ließ, wodurch sie den Blick gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede saß darinnen auf einem kleinen Bänkchen, und neben ihr die wohlbekannte Zerina, und beide Kinder spielten uud ergötzten sich in holdseliger Eintracht. Die Elfe umarmte das Kind und sagte traurig: „Ach du liebes Wesen, so wie mit dir, habe ich schon mit deiner Mutter gespielt, als sie klein war und uns besuchte, aber ihr Menschen wachst zu bald auf und werdet so schnell groß und vernünftig; das ist recht betrübt! Bliebest du doch so lange ein Kind wie ich!“

„Gern thät' ich dir den Gefallen,“ sagte Elfriede, „aber sie meinen ja Alle, ich würde bald zu Verstande kommen, und gar nicht mehr spielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altklug zu werden. Ach! und dann sehe ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerinchen! Ja, es geht, wie mit den Baumblüthen: wie herrlich ist der blühende Apfelbaum mit seinen röthlichen aufgequollenen Knospen! Der Baum thut so groß

und breit, und Jedermann, der darunter weggeht, meint auch, es müsse recht was Besonders werden; dann kömmt die Sonne, die Blühte geht so leutselig auf, und da steckt schon der böse Kern drunter, der nachher den bunten Putz verdrängt und hinunter wirft; nun kann er sich geängstigt und aufwachsend nicht mehr helfen, er muß im Herbst zur Frucht werden. Wohl ist ein Apfel auch lieb und erfreulich, aber doch nichts gegen die Frühlingsblüthe: so geht es mit uns Menschen auch; ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden. Ach, könnt' ich euch doch nur einmal besuchen!"

„Seit der König bei uns wohnt," sagte Zerina, „ist es ganz unmöglich, aber ich komme ja so oft zu dir, Liebe, und Keiner sieht mich, Keiner weiß es, weder hier noch dort; ungesehen geh' ich durch die Luft, oder fliege als Vogel herüber; o wir wollen noch recht viel beisammen seyn, so lange du klein bist. Was kann ich dir zu Gefallen thun?"

„Recht lieb sollst du mich haben," sagte Elfriede, „so lieb, wie ich dich in meinem Herzen trage; doch laß uns auch einmal eine Rose machen."

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Gürtel, warf zwei Körner hin, und plötzlich stand ein grünender Busch mit zweien hochrothen Rosen vor ihnen, welche sich zu einander neigten. Die Kinder brachen die Rosen lächelnd ab, und das Gebüsch war wieder verschwunden. „O müßte es nur nicht wieder so schnell sterben," sagte Elfriede, „das rothe Kind." — „Gieb!" sagte die kleine Elfe, hauchte dreimal die aufknospende Rose an, und küßte sie dreimal; „nun," sprach sie, indem sie die Blume zurück-

gab, „bleibt sie frisch und blühend bis zum Winter. „Ich will sie wie ein Bild von dir aufheben," sagte Elfriede, „sie in meinem Kämmerlein wohl bewahren, und sie Morgens und Abends küssen, als wenn du es wär'st." — „Die Sonne geht schon unter," sagte jene, „ich muß jetzt nach Hause." Sie umarmten sich noch einmal, dann war Zerina verschwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängstigung und Ehrfurcht in die Arme; sie ließ dem Mädchen nun noch mehr Freiheit, als sonst, und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er, um das Kind aufzusuchen, kam, was er seit einiger Zeit wohl that, weil ihm ihre Zurückgezogenheit nicht gefiel, und er fürchtete, sie könne darüber einfältig, oder gar unklug werden. Die Mutter schlich öfter nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kinde sitzen, mit Spielen beschäftigt, oder in ernsthaften Gesprächen. „Möchtest du fliegen können?" fragte Zerina einmal ihre Freundin. „Wie gerne!" rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte diese die Sterbliche, und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergaß ihre Vorsicht, und lehnte sich erschreckend mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehen, da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, ließ sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie, und war verschwunden. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kinde gesehen wurde, welches jedesmal mit dem Kopfe schüttelte, oder drohte, aber mit freundlicher Geberde.

Oftmals schon hatte bei vorgefallenem Streite

Marie im Eifer zu ihrem Manne gesagt: „Du thust den armen Leuten in der Hütte Unrecht!“ Wenn Andreas dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leute im Dorfe, ja der Herrschaft selber entgegen sey und es besser wissen wolle, brach sie ab, und schwieg verlegen. Heftiger als je ward Andreas eines Tages nach Tische und behauptete, das Gesindel müsse als landesverderblich durchaus fortgeschafft werden; da rief sie im Unwillen aus: „Schweig, denn sie sind deine und unser aller Wohlthäter!“ — „Wohlthäter?“ fragte Andreas erstaunt; „die Landstreicher?“ In ihrem Zorne ließ sie sich verleiten, ihm unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit die Geschichte ihrer Jugend zu erzählen und da er bei jedem ihrer Worte ungläubiger wurde und verhöhnend den Kopf schüttelte, nahm sie ihn bei der Hand, und führte ihn in das Gemach, von wo er zu seinem Erstaunen die leuchtende Elfe mit seinem Kinde in der Laube spielen, und es liebkosen sah. Er wußte kein Wort zu sagen; ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihm, und Zerina erhob den Blick. Sie wurde plötzlich bleich und zitterte heftig, nicht freundlich; sondern mit zorniger Miene machte sie die drohende Geberde, und sagte dann zu Elfrieden: „Du kannst nichts dafür, geliebtes Herz, aber sie werden niemals klug, so verständig sie sich auch dünken.“ Sie umarmte die Kleine mit stürmender Eile, und flog dann als Rabe mit heiserem Geschrei über den Garten hinweg, den Tannenbäumen zu.

Am Abend war die Kleine sehr still, und küßte weinend die Rose; Marien war ängstlich zu Sinne; Andreas sprach wenig. Es wurde Nacht. Plötzlich

rauschten die Bäume, Vögel flogen mit ängstlichem Geschrei umher; man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte, und Klagetöne winselten in der Luft. Marie und Andreas hatten nicht den Muth aufzustehn; sie hüllten sich in die Decken, und erwarteten mit Furcht und Zittern den Tag. Gegen Morgen ward es ruhiger, und Alles war still, als die Sonne mit ihrem heitern Licht über den Wald hervordrang.

Andreas kleidete sich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als sie die Thür öffneten, schien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landschaft umher kannten sie kaum wieder. Die Frische des Waldes war verschwunden, die Hügel hatten sich gesenkt, die Bäche flossen matt mit wenigem Wasser, der Himmel schien grau, und als man den Blick nach den Tannen hinüber wandte, standen sie nicht finsterer oder trauriger da, als die übrigen Bäume; die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abschreckendes, und mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der seltsamen Nacht, und daß sie über den Hof gegangen seyen, wo die Zigeuner gewohnt, die wohl fortgegangen seyn müßten, weil die Hütten leer stünden, und im Innern ganz gewöhnlich wie die Wohnungen anderer armen Leute aussähen; einiges vom Hausrath wäre zurückgeblieben. Elfriede sagte zu ihrer Mutter heimlich: „Als ich in der Nacht nicht schlafen konnte, und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plötzlich meine Thür, und herein trat meine Gespielin, um Abschied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihrem Kopf, und einen großen Wanderstab in der Hand.

Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen nun die größten und schmerzhaftesten Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe; denn alle, so wie sie sagte, verließen nur sehr ungern diese Gegend."

Marie verbot ihr, davon zu sprechen, und indem kam auch der Fährmann vom Strome herüber, welcher Wunderdinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein großer fremder Mann zu ihm gekommen, welcher ihm bis zu Sonnenaufgang die Fähre abgemiethet habe, doch mit dem Bedingniß, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenigstens nicht aus der Thür treten solle. „Ich fürchtete mich," fuhr der Alte fort, „aber der seltsame Handel ließ mich nicht schlafen. Sachte schlich ich mich an's Fenster, und schaute nach dem Strome. Große Wolken trieben unruhig durch den Himmel, und die fernen Wälder rauschten bange; es war, als wenn meine Hütte bebte und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plötzlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viele tausend niedergefallene Sterne; funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finstern Tannengrunde her, zog über das Feld und verbreitete sich nach dem Flusse hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Säuseln näher und näher; es gieng nach meiner Fähre hin, hinein stiegen alle, große und kleine leuchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder, und der große Fremde Mann fuhr sie alle hinüber; im Strome schwammen neben dem Fahrzeuge viel tausend helle Gebilde, in der Luft flatterten Lichter und weiße Nebel, und Alles klagte und jam-

merte, daß sie so weit, weit reisen müßten, aus der geliebten angewöhnten Gegend fort. Der Ruderschlag und das Wasser rauschten dazwischen, und dann war wieder plötzlich eine Stille. Oft stieß die Fähre an, und kam zurück und ward von neuem beladen; auch viele schwere Gefäße nahmen sie mit, die gräßliche kleine Gesellen trugen und rollten; ob es Kobolde waren, weiß ich nicht. Dann kam im wogenden Glanz ein stattlicher Zug. Ein Greis schien es, auf einem weißen kleinen Rosse, um den sich Alles drängte; ich sah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit kostbaren glänzenden Decken verhangen; auf dem Haupt trug der Alte eine Krone, so daß ich dachte, als er hinübergefahren, die Sonne wolle von dorten aufgehn, und das Morgenroth funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht; ich schlief endlich in dem Gewirre ein, zum Theil in Freude, zum Theil in Schauder. Am Morgen war alles ruhig, aber der Fluß ist wie weggelaufen, so daß ich Noth haben werde, mein Fahrzeug fortzubringen."

Noch in demselben Jahr war ein Mißwachs, die Wälder starben ab, die Quellen vertrockneten, und dieselbe Gegend, die sonst die Freude jedes Durchreisenden gewesen war, stand im Herbst verödet, nackt und kahl, und zeigte kaum hie und da noch im Meere von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün empor wuchs. Die Obstbäume giengen alle aus, die Weinberge verdarben, und der Anblick der Landschaft war so traurig, daß der Graf im folgenden Jahre mit seiner Familie das Schloß verließ, welches nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der größ-

ten Sehnsucht ihre Rose, und gedachte ihrer Gespielin, und so wie die Blume sich neigte und welkte, so senkte sie auch das Köpfchen, und war schon vor dem Frühlinge verschmachtet. Marie stand oft auf dem Platze vor der Hütte, und beweinte das verschwundene Glück. Sie verzehrte sich, wie ihr Kind, und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit seinem Schwiegersohne nach der Gegend, in der er sonst gewohnt hatte.

Die drei Glückskinder.

Ein Vater ließ einmal seine drei Söhne vor sich kommen, und schenkte dem ersten einen Hahn, dem zweiten eine Sense, dem dritten eine Katze. „Ich bin schon alt," sagte er, „und mein Tod ist nahe, da wollte ich euch vor meinem Ende noch versorgen. Geld habe ich nicht, und was ich euch jetzt gebe, scheint wenig werth, es kommt aber blos darauf an, daß ihr es verständig anwendet; sucht euch nur ein Land, wo dergleichen Dinge noch unbekannt sind, so ist euer Glück gemacht."

Nach dem Tode des Vaters gieng der Aelteste mit seinem Hahn aus, wo er aber hinkam in den Städten, sah er einen Hahn schon von weitem auf den Thürmen sitzen und sich mit dem Wind umdrehen, in den Dörfern hörte er mehr als einen krähen, und Niemand wollte sich über das Thier verwundern, so daß es nicht das Ansehen hatte, als würde er sein

Glück damit machen. Endlich aber gerieth's ihm doch, daß er auf eine Insel kam, wo die Leute nichts von einem Hahn wußten, sogar auch ihre Zeit nicht einzutheilen verstanden. Sie wußten wohl, wenn's Morgen oder Abend war, aber Nachts, wenn sie's nicht verschliefen, wußte sich Keiner aus der Zeit heraus zu finden. „Seht," sprach er, „was für ein stolzes Thier, es trägt eine rubinrothe Krone auf dem Kopf, und hat Sporen an wie ein Ritter; es ruft euch des Nachts dreimal zu bestimmter Zeit an, und wenn's das letztemal ruft, so gehet die Sonne bald auf. Wenn's aber bei hellem Tag ruft, so richtet euch darauf ein, dann giebt's gewiß anderes Wetter." — Den Leuten gefiel das wohl, sie schliefen eine ganze Nacht nicht, und hörten mit großer Freude wie der Hahn um zwei, vier und sechs Uhr so prächtig die Zeit abrief. Sie fragten ihn, ob das Thier nicht feil wäre, und wie viel er dafür verlange. „Etwa so viel, als ein Esel Gold trägt!" antwortete er. „Ein billiger Preis für ein so kostbares Thier!" riefen sie insgesammt, und gaben ihm, was er gefordert hatte.

Als er mit dem Reichthum heim kam, verwunderten sich seine Brüder, und der zweite sprach: „So will ich mich doch aufmachen und sehen, ob ich meine Sense auch so gut losschlagen kann." Es hatte aber nicht das Ansehen darnach, denn überall begegneten ihm Bauern, und hatten so gut eine Sense auf der Schulter als er; doch zuletzt glückte es ihm auch auf einer Insel, wo die Leute nichts von einer Sense wußten. Wenn dort das Korn reif war, so fuhren sie Kanonen vor den Feldern auf und schossen's herunter.

Das war nun ein ungewisses Ding, mancher schoß darüber hinaus, ein anderer traf statt des Halms die Aehren und schoß sie fort; dabei kam viel um, und obendrein gab's einen lästerlichen Lärmen. Da stellte sich der Mann hin und mähte es so still und geschwind nieder, daß die Leute Maul und Nase vor Verwunderung aufsperrten. Sie waren willig, ihm dafür zu geben, was er vrelangte, und er bekam ein Pferd, dem war Gold aufgeladen, so viel es tragen konnte.

Nun wollte der dritte Bruder seine Katze auch an den rechten Mann bringen. Es gieng ihm wie den andern; so lang' er auf dem festen Lande blieb, war nichts auszurichten, und es gab aller Orten Katzen so viel, daß die neugeborenen Jungen meist im Wasser ersäuft wurden. Endlich ließ er sich auf eine Insel überschiffen, und es traf sich glücklicher Weise, daß dort niemals eine gesehen war und doch die Mäuse so überhand genommen hatten, daß sie auf den Tischen und Bänken tanzten, der Hausherr mochte daheim seyn oder nicht. Die Leute jammerten gewaltig über die Plage, der König selbst wußte sich nicht in seinem Schlosse dagegen zu retten; in allen Ecken pfiffen Mäuse und zernagten, was nur ihre Zähne anpacken konnten. Da fing nun die Katze ihre Jagd an, und hatte bald ein Paar Säle gereinigt, und die Leute baten den König, das Wunderthier für das Reich zu kaufen. Der König gab gern, was gefordert wurde, einen mit Gold beladenen Maulesel, und der dritte Bruder kam nun auch mit den allergrößten Schätzen heim.

Die Katze machte sich in dem königlichen Schlosse

mit den Mäusen eine Lust, und biß so viele todt, daß sie nicht mehr zu zählen waren. Endlich ward ihr von der Arbeit heiß, und sie bekam Durst; da blieb sie stehen, drehte den Kopf in die Höhe und schrie: miau! miau! Der König sammt allen seinen Leuten, als sie das seltsame Geschrei vernahmen, erschracken und liesen in ihrer Angst sämmtlich zum Schlosse hinaus. Unten hielt der König Rath, was zu thun das Beste wäre. Zuletzt ward beschlossen, einen Herold an die Katze abzuschicken, und sie aufzufordern, das Schloß zu verlassen oder zu gewärtigen, daß Gewalt gebraucht würde. Die Räthe sagten: „Lieber wollen wir uns von den Mäusen plagen lassen, als unser Leben einem solchen Unthier Preis geben.“ Ein Edelknabe mußte hinauf, und die Katze fragen: ob sie das Schloß übergeben wolle? die Katze aber, deren Durst noch größer geworden war: antwortete bloß: miau! miau! Der Edelknabe verstand: durchaus nicht! dnrchaus nicht! und überbrachte dem König die Antwort. „Nun,“ sprachen die Räthe, „soll sie der Gewalt weichen.“ — Es wurden Kanonen aufgeführt und das Haus in Brand geschossen. Als das Feuer in den Saal kam, wo die Katze saß, sprang sie glücklich zum Fenster hinaus; die Belagerer hörten aber nicht eher auf, als bis das ganze Schloß in Grund und Boden geschossen war.

Der Gevatter Tod.

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder, und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Noth nicht zu helfen, lief hinaus, und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte, und sprach zu ihm: „Armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben und für dasselbe sorgen, daß es glücklich wird auf Erden." — Der Mann sprach: „Wer bist du?" — „Ich bin der liebe Gott." — So begehr ich dich nicht zum Gevatter, denn du giebst den Reichen und lässest die Armen hungern." — So sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichthum und Armuth vertheilt; wendete sich aber ab von dem Herrn und gieng weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Was suchest du? Ich bin der Pathe deines Kindes und will ihm Gold geben und alle Lust der Welt." — Der Mann fragte: „Wer bist du? — „Ich bin der Teufel." — „So begehre ich dich nicht zum Gevatter, du betrügst und verführst die Menschen," und gieng weiter. Da kam der Tod auf ihn zugeschritten und sprach: „Nimm mich zum Gevatter." — „Wer bist du?" fragte der Mann: „Ich bin der Tod, der alles gleich macht." — Da sprach der Mann. „Du bist der rechte; du holst den Reichen und Armen ohne Unterschied, du sollst

mein Gevattersmann seyn!" — Der Tod antwortete: „Ich will dein Kind reich und berühmt machen auf der Welt, denn wer mich zum Freund hat, dem kann's nicht fehlen." Sprach der Mann: „Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stell' dich zu rechter Zeit ein." Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und hielt das Kind über die Taufe.

Als der Knabe nun zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pathe ein, nahm ihn mit sich hinaus in den Wald, und als sie ganz allein waren, sprach er: „Jetzt sollst du dein Pathengeschenk haben. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen, stehe ich zu Füßen des Kranken, so sprich keck, ich will ihn wieder gesund machen, und gieb ihm nur von einem gewissen Kraut ein, das ich dir zeigen will, so wird er genesen; stehe ich aber zu Haupten des Kranken, so ist er mein und dann sprich: „alle Hilfe ist umsonst, der muß sterben!" — Dann zeigte ihm der Tod das Kraut und sprach: „Hüte dich, daß du es nicht gegen meinen Willen gebrauchst!"

Es dauerte nicht lange, so war der Arzt in der ganzen Welt berühmt. „Wenn der den Kranken nur ansieht, weiß er gleich, ob er wieder gesund wird oder sterben muß," so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute und holten ihn und gaben ihm Geld, so viel als er verlangte, also daß er bald große Reichthümer besaß. Nun trug es sich zu, daß der König auch krank ward; da wurde nach ihm geschickt, er sollte sagen, ob er sterben müßte. Wie der Arzt nun zu dem Bette trat, sah er den Tod zu Haupten des Kranken stehen, und da war für ihn kein Kraut

mehr gewachsen. Der Arzt aber dachte, vielleicht kannst du den Tod überlisten, weil's dein Herr Pathe ist, wird er's so übel nicht nehmen, packte den König an und legte ihn verkehrt, so daß der Tod an seine Füße zu stehen kam; darauf gab er ihm das Kraut ein, und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzt, machte ein böses, finsteres Gesicht und sprach: „Dießmal soll dir's hingehen, weil ich dein Pathe bin, aber unterstehst du dich noch einmal, mich zu betrügen, so geht dir's selber an den Hals." Bald darauf ward des Königs Tochter krank, und Niemand konnte ihr helfen. Der alte König weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten; endlich ließ er bekannt machen, wer sie vom Tode rette, der solle zum Lohn ihr Gemahl werden und die Krone erben. Nun kam der Arzt auch, aber der Tod stand zu Haupten; doch als er die Schönheit der Königstochter sah, und an das Versprechen des Königs dachte, so vergaß er alle Warnungen, und obgleich ihn der Tod ganz fürchterlich anschaute, so kehrte er doch die Kranke herum und gab ihr sein Kraut, so daß sich das Leben in ihr neu zu regen anfing.

Der Tod aber, als er sich zum zweitenmal um sein Eigenthum betrogen sah, trat zu dem Arzt und sprach: „Nun folge mir," packte ihn hart mit seiner eiskalten Hand und führte ihn in eine unterirdische Höhle, in der viel tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten. Etliche waren groß, etliche halb, etliche klein; jeden Augenblick erloschen einige und brannten neue wieder auf, also daß Flämmchen hin und her zu hüpfen schienen. „Siehst du,"

sprach der Tod, „das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halben Eheleuten in ihren guten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch haben auch Kinder und junge Menschen oft nur ein kleines Licht. Ist's abgebrannt, so ist ihr Leben zu Ende und sie sind mein Eigenthum." — Der Arzt sprach: „Zeige mir nun auch mein Licht." — Da deutete der Tod auf ein ganz kleines Endchen, das eben auszugehen drohte und sagte: „Siehst du!" — Da erschrack der Arzt und sprach: „Ach, lieber Pathe, zündet mir ein neues an, damit ich meines Lebens erst genießen kann, König werde und Gemahl der schönen Königstochter." — „Ich kann nicht," antwortete der Tod, „erst muß eins verlöschen, eh' ein neues anbrennt." — „So setzet das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist," sprach der Arzt. Da stellte sich der Tod an, als wollte er seinen Wunsch erfüllen, langte ein frisches, großes Licht herbei; aber beim Unterstecken versah er's, um sich zu rächen, absichtlich, und das Stückchen fiel und erlosch. Da sank der Arzt mit um, und war nun selbst in die Hand des Todes gefallen: weil er die ihm verliehene Gabe mißbraucht hatte.

Armuth und Demuth führen zum Himmel.

Es war einmal ein Königssohn, der gieng hinaus in das Feld, und war nachdenklich und traurig. Er sah den Himmel an, der war so schön rein und blau, da seufzte er und sprach: „Wie wohl muß es einem da oben erst im Himmel seyn!“ Da erblickte er einen greisen armen Mann, der des Weges daher kam, und redete ihn an und fragte: „Wie kann ich wohl in den Himmel kommen?“ Der Mann antwortete: „Durch Armuth und Demuth! Leg' an meine zerrissenen Kleider, wandere sieben Jahre in der Welt und lerne ihr Elend kennen; nimm kein Geld, sondern wenn du hungerst, bitte mitleidige Herzen um ein Stückchen Brot, so wirst du dich dem Himmel nähern.“ Da zog der Königssohn seinen prächtigen Rock aus, und hing dafür das Bettlergewand um, gieng hinaus in die weite Welt, und duldete groß Elend. Er nahm nichts als ein wenig Essen, sprach nichts, sondern betete zu dem Herrn, daß er ihn einmal in das Himmelreich aufnehmen wolle.

Als die sieben Jahre herum waren, da kam er wieder an seines Vaters Schloß, aber Niemand erkannte ihn. Er sprach zu den Dienern: „Geht und sagt zu meinen Aeltern, daß ich wieder gekommen bin;“ aber die Diener glaubten es nicht, lachten und ließen ihn stehen. Da sprach er: „Geht und sagt's meinen Brüdern, daß sie herabkommen, ich möchte sie so gerne wiedersehen.“ Sie wollten aber auch nicht,

bis endlich einer darunter hingieng und es den Königskindern sagte; aber diese glaubten es nicht, und bekümmerten sich nicht darum. Da schrieb er einen Brief an seine Mutter, und beschrieb ihr darin sein Elend, aber er sagte nicht, daß er ihr Sohn wäre. Da ließ ihm die Königin aus Mitleiden einen Platz unter der Treppe anweisen und ihm täglich durch zwei Diener Essen bringen. Aber der Eine war bös und sprach: „Was soll dem Bettler das gute Essen?" behielt's für sich, oder gab's den Hunden, und brachte dem Schwachen, Abgezehrten nur Wasser; doch der Andere war ehrlich und brachte ihm, was er für ihn bekam. Es war wenig, doch konnte er eine Zeitlang davon leben; dabei war er geduldig, bis er immer schwächer ward. Als aber seine Krankheit zunahm, da begehrte er das heilige Abendmahl zu empfangen. Wie es nun unter der halben Messe ist, fangen von selbst alle Glocken in der Stadt und in der Gegend an zu läuten. Der Geistliche geht nach der Kirche zu dem armen Mann unter der Treppe, so liegt er da todt, in der einen Hand eine Rose, in der andern eine Lilie, und neben ein Papier, darauf steht seine Geschichte aufgeschrieben.

Als er begraben war, wuchs auf der einen Seite des Grabes eine Rose, auf der andern eine Lilie heraus.

Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahre alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten, und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da gieng der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „Ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, bring' mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter seyn und für dasselbe sorgen." Der Holzhacker gehorchte, und holte sein Kind, und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da gieng es ihm wohl; es aß blos Zuckerbrot und trank süße Milch und seine Kleider waren von Gold, und die Engelein spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reise machen; ehe sie aber weggieng, rief sie das Mädchen und sagte: „Liebes Kind, da vertraue ich dir die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs, zwölf darfst du aufschließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet." Das Mädchen versprach, ihren Befehlen zu gehorchen. Wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thüre, und sah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder

saß ein Apostel, und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Thüren aufgeschlossen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerstand es seiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt, und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thür aufging, sah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen, und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es geschwind die Thüre zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück, und forderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „Hast du auch nicht die dreizehnte Thür geöffnet?" — „Nein!" antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte; da sah sie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeschlossen hatte. „Hast du es gewiß nicht gethan?" — „Nein!" sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war, und sprach: „Du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig, im Himmel zu seyn."

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde, und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so daß es ganz eingeschlossen war; der Mund war ihm auch verschlossen, und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und

schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien, gieng es heraus, setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich Jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein Mädchen allein saß, und fragte es, ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte blos ein wenig mit dem Kopf. Da hob es der König auf sein Pferd, und führte es mit sich heim, und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „Sag' jetzt die Wahrheit, daß du die verborgene Thür aufgeschlossen hast, dann will ich dir die Sprache wieder geben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst. Bist du aber hartnäckig und willst es nicht gestehen, so nehm' ich dir dein Kind mit." Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind, und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, gieng ein Gemurmel, die junge Königin

sey eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gegessen.

Nach einem Jahre gebahr die Königin wieder einen Prinzen; die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das zweite Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räthe laut, die Königin sey eine Menschenfresserin, und drangen darauf, daß sie für ihre gottlosen Thaten gerichtet werde. Der König aber hieß sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahr brachte sie eine Prinzessin zur Welt. Da erschien die Jungfrau Maria wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie möchte ihren Fehler gestehen, und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Aussage. Da verließ die Jungfrau Maria sie, und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konnte nun seine Räthe nicht länger zurückhalten; sie behaupteten, die Königin sey eine Menschenfresserin, das sey gewiß — und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht vertheidigen; da ward sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feuer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt, und sie gedachte bei sich: „Ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wollt' ich der Jung=

frau Maria vorher noch gestehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel aufgeschlossen habe! Wie hab' ich so bös gethan, das zu läugnen!" Und wie sie das dachte, in dem Augenblick, da that sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „Da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

Merke: Ungehorsam und Lüge rauben der Jugend den Himmel, und das Glück kehrt erst wieder, wenn die Wahrheit gesiegt hat.

Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sagte: „Seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit dem Fuß fort; sie giebt uns auch nichts zu essen, als harte Brotkrusten: dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser, dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu. Daß Gott erbarm! wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, laß uns miteinander fortgehen." Sie giengen zusammen fort, und kamen in

einen großen Wald, da waren sie traurig und so müde, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten, und des Hungers sterben wollten.

Sie schliefen zusammen ein, und wie sie am Morgen aufwachten, war die Sonne schon lange aufgestiegen, und schien heiß in den hohlen Baum hinein. „Schwesterchen," sagte das Brüderchen nach einer Zeit, „mich dürstet so gewaltig! Wenn ich ein Brünnlein in der Nähe wüßte, ich gieng' hin und tränk' einmal, es ist mir auch, als hörte ich eins rauschen." — „Was hilft das," antwortete das Schwesterchen, „warum willst du trinken, da wir doch Hungers sterben wollen." — Brüderchen aber schwieg still und stieg heraus, und weil er das Schwesterchen immer fest in der Hand hielt, mußte es mit heraussteigen. Die böse Stiefmutter war aber eine Zauberin, und wie sie die zwei Kinder hatte fortgehen sehen, war sie ihnen nachgegangen, und hatte ein klares Brünnlein in der Nähe des Baumes aus dem Felsen springen lassen, das sollte durch sein Rauschen die Kinder herbeilocken und zum Trinken reizen; wer aber davon trank, der ward in ein Rehkälbchen verwandelt. Brüderchen kam bald mit dem Schwesterchen zum Brünnlein, und als er es so glitzerig über die Steine springen sah, ward seine Lust immer größer, und er wollte davon trinken. Aber dem Schwesterchen ward angst, es meinte, das Brünnlein spräche im Rauschen und sagte: „Wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!" Da bat es das Brüderchen, nicht von dem Wasser zu trinken. „Ich höre nichts," sagte das Brüderchen, „als wie das Wasser so lieblich rauscht, laß mich nur gehen!" damit legte es sich nieder, beugte sich herab

und trank, und wie der erste Tropfen auf seine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brünnlein.

Das Schwesterchen weinte und weinte, die Zauberin war aber böse, daß sie es nicht auch zum Trinken hatte verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, stand es auf und sammelte sich Binsen in dem Wald, und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran, und führte es mit sich. Es suchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen gieng es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war, und sammelte das allerschönste, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälbchen war dann vergnügt und spielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schwesterchen müde war, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, und so schlief es ein; und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben gewesen.

So lebten sie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte sich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald, und war erstaunt über seine Schönheit. Er hob es zu sich auf sein Pferd und nahm es mit, und das Rehkälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, schöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es selber schöner, als alle andere. Das Rehkälbchen ließ es niemals von sich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf ward das Schwesterchen mit dem König vermählt, und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schwesterchen begegnet; sie dachte, es wäre längst in dem Wald von den wilden Thieren gefressen worden; aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Zauberin war so böse darüber, daß sie nur darauf dachte, wie sie ihr das Glück verderben könnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen schönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat sie in der Gestalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad ist für euch bereitet," sagte sie, „das wird euch wohlthun und stärken, kommt, eh' es kalt wird." Sie führte sie hierauf in die Badstube; wie die Königin hineingetreten war, schloß sie die Thüre hinter ihr zu; drinn aber war ein Feuer angemacht, da mußte die schöne Königin ersticken. Die Zauberin hatte eine rechte Tochter, der gab sie ganz die äußerliche Gestalt der Königin, und legte sie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam Abends heim und wußte nicht, daß er eine falsche Frau habe. Aber in der Nacht — sah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, gieng zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Brust und gab ihm zu trinken; dann schüttelte sie ihm sein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf gieng sie in die Ecke, wo das Rehkälbchen schlief, und streichelte ihm über den Rücken. So kam sie alle Nacht und gieng wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Einmal aber trat sie wieder ein und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermeh."

und that alles, wie in den andern Nächten. Die Kinderfrau weckte aber den König, und sagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da sah er auch, wie die Königin kam, und hörte deutlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch einmal und dann nimmermeh?

Aber er getraute sich nicht, sie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da sprach die Königin:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch dießmal her und dann nimmermeh."

Da konnte sich der König nicht länger halten, sprang auf und umarmte sie, und wie er sie anrührte, ward sie wieder lebendig, frisch und roth. Die falsche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere sie fraßen; die böse Stiefmutter aber ward verbrannt; und wie das Feuer sie verzehrte, da verwandelte sich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schwesterchen waren wieder beisammen, und lebten glücklich ihr Lebelang.

Das Hirtenbüblein.

Es war ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht, und hieß das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will,

Antwort geben, so will ich dich halten, wie mein eigen Kind." — Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" — Der König sagte: „Wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?" — Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus in's Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meer sind." — Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel?" Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier!" und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergiengen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier, zählt sie nur!" Aber Niemand vermochte das. — Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: wie viel Sekunden sind in der Ewigkeit?" Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein dran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei." — Sprach der König: „Ich will dich fortan halten, wie mein eigen Kind."

Frau Holle.

Eine Wittwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun, und war recht der Aschenputtel im Haus. Das Mägdlein mußte sich täglich hinaus auf die große Straße an einen Brunnen setzen, und so spinnen, daß ihr das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spuhle einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen, und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand, und fiel hinab. Weinend lief es zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück; sie schalt es aber heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spindel hinunter fallen lassen, so hol' sie auch wieder herauf!" — Da gieng das Mädchen zu dem Brunnen zurück, und wußte nicht, was es anfangen sollte, und sprang in seiner Angst in den Brunnen hinein. Als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, da schien die Sonne und waren viel tausend Blumen. Auf der Wiese gieng es fort, und kam zu einem Backofen, der war voller Brot, das Brot aber rief: „Ach! zieh' mich 'raus, zieh' mich 'raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken!" Da trat es fleißig herzu, und holte alles heraus. Darnach gieng es weiter, und kam zu einem Baum, der hing voll Aepfel und rief ihm zu: „Ach schüttel' mich, schüttel' mich, wir Aepfel sind alle mit ein=

ander reif!" — Da schüttelt' es den Baum, daß die Aepfel fielen, als regneten sie, so lang, bis keiner mehr oben war; darnach ging es wieder fort. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm Angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Fürcht' dich nicht, liebes Kind, bleib' bei mir, wenn du alle Arbeit im Haus ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehen; nur mußt du Acht geben, daß du mein Bett gut machst, und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt*), ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, willigte das Mädchen ein, und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit, und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf; dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort, und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeit lang bei der Frau Holle, da ward es traurig in seinem Herzen, und ob es hier gleich vieltausendmal besser war, als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben." — Die Frau Holle sagte: „Du hast recht, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen." Sie nahm es darnach bei der Hand, und führte es vor ein großes Thor. Das ward aufgethan, und wie das Mädchen darunter

*) Darum sagt man in Hessen, wenn es schneit: die Frau Holle macht ihr Bett.

stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es davon über und über bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist," sprach die Frau Holle, und gab ihm auch noch die Spuhle wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki
Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!"

Da gieng es hinein zu seiner Mutter, und weil es mit Gold bedeckt ankam, ward es gut aufgenommen.

Als die Mutter hörte, wie es zu dem Reichthum gekommen, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gern dasselbe Glück verschaffen, und sie mußte sich auch an den Brunnen setzen und spinnen. Damit ihr die Spuhle blutig ward, stach sie sich in die Finger, und zerstieß sich die Hand an der Dornenhecke. Darnach warf sie sie in den Brunnen, und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese, und gieng auf demselben Pfad weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach! zieh' mich 'raus, 'zieh' mich 'raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken!" — Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen!" — und gieng fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach! schüttel' mich, schüttel' mich, wir Aepfel sind alle miteinander reif!" — Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen!" und gieng da-

mit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tage that sie sich Gewalt an, und war fleißig, und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie gedachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faullenzen; am dritten noch mehr, da wollte sie Morgens gar nicht aufstehen, sie machte auch der Frau Holle das Bett schlecht, und schüttelte es nicht recht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müd', und sagte der Faulen den Dienst auf. Die war es wohl zufrieden, und meinte, nun werde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor; als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste," sagte die Frau Holle, und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, ganz mit Pech bedeckt, und das hat ihr Lebtag nicht wieder abgehen wollen. Der Hahn aber auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

Kikeriki
Unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie!"

Die nützliche Lehre, die in dem Mährchen liegt, ist so einleuchtend, daß sie kaum angegeben zu werden braucht: Fleiß und Dienstbereitwilligkeit führen zu Glück und Ehre; Faulheit aber und Verdrossenheit bringen Schmach und Elend.

Goldener.

Es sind wohl zweitausend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Wald ein armer Hirte gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weibe und seinen sechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh hütete, so giengen die Kinder hinaus, und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen, oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Dem jüngsten der Knaben riefen die Aelteren nur: Goldener; denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der Jüngste, so war er doch der Stärkste von allen und der Größte.

So oft die Kinder hinausgiengen, so gieng Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keins gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abentheuer zu stoßen; gieng aber Goldener voran, so folgten sie freudig eines hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stund.

Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater mit Spielen im Walde, und hatte sich Goldener vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah, wie das Abendroth. „Laßt uns zurück gehen!“ sprach der Aelteste, „es scheint dunkel zu werden.“ — „Seht da, der Mond!“ sprach der Zweite. Da kam es licht zwischen den dunkeln

Tannen hervor, und eine Frauengestalt, wie der Mond, setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit mit einer kristallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

„Der weiße Fink, die goldne Ros',
Die Königskron' im Meeresschoos."

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden, und sie erlosch, wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eines das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Walde umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen: denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere.

Die Braunbeeren, welche überall herum rankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wär' er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, andere sagen gar erst am sechsten, wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus auf eine schöne grüne Wiese.

Da war es ihm so leicht um das Herz, und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug sie in die Stadt zum Kaufe.

„Solch ein Bursche ist mir gerade vonnöthen,"

dachte der Vogelsteller, als er Goldenern erblickte, der auf der grünen Wiese nah an den Garnen stund, und in den weiten blauen Himmel hineinsah, und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne, und husch war Goldener gefangen, und lag unter dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen," sprach der Vogelsteller, laut lachend, „deine rothen Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs, bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen!"

Goldener war gleich dabei, ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

„Laß erproben, was du gelernt hast," sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne, und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken.

„Packe dich mit diesem weißen Finken!" schrie der Vogelsteller, „du hast es mit dem Bösen zu thun! — und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen, er gieng getrost wieder in den Wald zurück, und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und

alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald immer heller und heller, und da kam er endlich hinaus in einen schönen lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht sobald, denn Goldener stand unter den Sonnenblumen, und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders, als so eine Blume.

„Ha!“ sprach der Gärtner, „solch einen Burschen hab' ich gerade vonnöthen,“ und schloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal, da er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

„Fort in den Wald!“ sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hol' mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze!“ — Goldener gieng, und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet.

„Packe dich mit diesen goldenen Rosen!“ schrie der Gärtner, „du hast es mit dem Bösen zu thun!“ — und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er gieng getrost wieder in den Wald zurück,

und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht, von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus an das blaue Meer. Das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm, die Sonne spiegelte sich eben in der kristallenen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schön geschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener, und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

„Ein solcher Bursch' ist uns gerade vonnöthen!" sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fischer warfen ihre Netze aus, und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist!" sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte — eine Krone von hellem Golde.

„Triumph!" rief der alte Fischer, und fiel Goldenern zu Füßen, „ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keine Erben hatte, sterbend seine Krone im Meer, und so lange bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben."

„Heil unserm König!“ riefen die Fischer, und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Golner und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit lauter Nachen besetzt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; diese begrüßten mit lautem Jubel alle das Schiff, auf welchem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffs, und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meere erlosch.

Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brot, das es in der Hand hielt, und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, gieng es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's Feld; da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gieb mir doch etwas zu essen, ich bin so hungrig!“ — Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot, und sagte: „Gott gesegne dir's!“ und gieng weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so

an meinen Kopf, schenke mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann!" — Da that es seine Mütze ab, und gab sie ihm. Und als es noch ein wenig gegangen war, kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an, und fror; da gab es ihm seins. Und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab das Mädchen auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins, und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben; und gab es auch noch hin. Und wie es so stand, und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues und vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein, und ward reich für sein Lebtag.

Merke bei diesem Mährlein: daß **Wohlthun Zinsen trägt, und daß droben über den Sternen ein Vater wohnt, der dir tausendfach ersetzen kann und will, was du an deinem Mitbruder aus gutem liebenden Herzen thust.**

Der heilige Jodokus und die vier Bettler.

Der Herr, in schlichter Kleidung, trat
An Sankt Jodokus Thür, und bat:
„Ihr guten Leute, habt Erbarmen,
Schenkt mir ein Stücklein trocknes Brot!"
Der Abt, ein milder Mann, gebot

Flugs seinem Schaffner: „Gieb dem Armen!“
Doch dieser wandte sorglich ein:
„Es ist ein einzig Brot im Schrein,
Und wenn wir, Herr, mit Armenspenden
Das letzte liebe Gut verschwenden,
Was bleibt für unsern eignen Mund,
Und für den alten treuen Hund?“ —
„Freund,“ sprach der Abt, „du darfst nicht sorgen,
Und solcher Kleinmuth sey uns fern!
Wer Armen giebt, der leiht dem Herrn;
Drum gieb getrost, wir sind geborgen.“

Der Schaffner schnitt des Brotes Zeile
In vier genau gemess'ne Theile,
Und sprach zum Bettler rasch und rund:
„Da nehmt dieß Stück! Wir hätten Grund,
Euch keinen Bissen zu gewähren;
Der Herr und ich und unser Hund,
Wir müssen diese Gab' entbehren.“

Der Bettler gieng, doch kehrte bald
In andrer dürftiger Gestalt
Der Herr zurück, und bat auf's Neue,
Daß man mit Brot ihn mild erfreue.
„Gieb ihm mein Stücklein!“ sprach der Abt.
„Gut!“ rief der Schaffner. „Doch was habt
Ihr heute dann? was habt Ihr morgen?“
Jodokus sprach: „Der Herr wird sorgen!“

Der Arme schied, nach Brotempfange,
Und bald erschien, mit hohler Wange,
Ein neues Bild der Hungersnoth,
Und flehte vor der Thür um Brot.
„Gieb,“ sprach der Abt, „dein Stücklein willig!
Der Armuth helfen, das ist billig.
Der Herr wird sorgen, daß dir nicht,
Sobald dich hungert, Brot gebricht.“
Der Schaffner sah ein wenig scheel;
Doch still gehorcht' er dem Befehl.

Kaum war der Arme fortgegangen,
So hinkt' ein greiser, blinder Mann,
Mit Lumpen kümmerlich behangen,
Daher auf Krücken, und begann
Mit Klagen, die das Herz durchschnitten,
Um einen Bissen Brot zu bitten.
Jodokus sprach mit weichem Sinn:
„Reich' ihm des Hundes Stücklein hin!
Ersetzen wird's der große Geist,
Der Alles, was da lebet, speist."
Der Schaffner gab, der Blinde dankte,
Und sieh, als er von dannen wankte,
Schien aufgethan des Himmels Thor,
Und eine Stimme rief hervor:
„Groß ist dein Glaube, groß und selten,
Und reicher Lohn wird dir vergelten."
Und als der Abt den Wundergruß,
Die Hände faltend, still vernommen,
Sah er herab den nahen Fluß
Vier Schifflein ohne Führer kommen.
Sie legten, zur Abtei gewandt,
Sich eben nach der Reih' an's Land.
Der Schaffner rief: „Was soll das werden?"
Und lief mit hastigen Geberden,
Um auszuforschen, welche Fracht
Die kleine Flotte dargebracht.
Er sah in jedes Schiff hinein:
Sie führten Früchte, Brot und Wein,
Und eine weiße Flagge wehte,
Worauf mit Gold geschrieben stand:
„Der Arme, der viermal hier flehte,
Und viermal hier Gewährung fand,
Hat diese Schifflein hergesandt.
Dem Abt eins, lohnend sein Erbarmen,
Zwei für den Schaffner und den Hund!
Die vierte Ladung thu' den Armen
Des Senders treue Liebe kund!"

Sankt Augustin.

Es gieng einmal Sankt Augustin
Am Meergestade her und hin.
Das Wesen Gottes unsers Herrn
Wollt' er erforschen gar zu gern,
Und es dann bringen in ein Buch.
Er kannte jeden Bibelspruch;
Drum schien die Sach' ihm gar nicht schwer.
So wallt' er sinnend hin und her,
Und meint wohl schon im eitlen Wahn,
Ihm sey der Himmel aufgethan.
Auf einmal wird sein Aug' gewahr
Ein Knäblein, schön und wunderbar;
Es macht ein Grüblein in den Sand,
Und bückt sich dann hinab am Strand,
Und schöpft vom Meer das Wasser drein
Mit einer Muschel weiß und fein.
„Du lieber Knab', was machst du da?"
Fragt Augustin. — „Du siehst es ja,
Zum Zeitvertreibe fass' ich mir
Die See in dieses Grüblein hier."
Der Heil'ge lächelt: „Dieses Spiel,
Mein Kind, es bringt dich nicht zum Ziel." —
„Ei," sagt der Knab', „wer das nicht kann,
Der bleibe hübsch auf seiner Bahn!
Viel ist dem Herzen offenbar,
Doch wird es dem Verstand nicht klar."
Und flugs, da schießt ein Flügelpaar
Dem Knaben an, und wie der Aar
Schwebt er empor im Sonnenlicht.
Der Heil'ge schaut ihm nach und spricht:
„Der Knab' hat Recht, des Menschen Sinn
Kann über Zeit und Raum nicht hin.
Wer wandelt fromm und ohne Trug,
Der weiß vom lieben Gott genug."

Die Geschwister.

Im einsamen Hain auf grüner Wiese
Spielten oft am Muttergottesbilde
Eine Schwester und ein Bruder. Unschuld
Spielete mit ihnen, Lieb' und Anmuth.
Auch die Mutter saß am heil'gen Bilde
Oft, und süß erzählte sie den Kindern,
Wie das Jesuskind im Arm der Mutter
Gut einst war, und gute Kinder liebte.
„Liebet es uns auch?" — „Ja, wenn ihr gut seyd;
Es hört Alles, was ich zu ihr sage.".

Einst am Abend, als im schönsten Glanze
Unsrer Sonne die Geschwister Beide
Sich erfreuten, sprach der rasche Knabe:
„Wenn einmal das Kind, das uns auch liebet,
(Spricht die Mutter) zu uns niederstiege!"
„Gerne gäb' ich ihm die schönsten Blumen,"
Sprach die Schwester. „Gerne," sprach der Bruder,
„Gäb' ich ihm die allerschönsten Früchte.
Heil'ge Mutter, laß das Kind hernieder."

Und die Mutter strafte sie mit Worten,
Sanft belehrend. Aber ihr im Herzen
Blieb das Wort; und bald darauf im Traume
Sah sie sich die Mutter Gottes neigen,
Und das Kind mit ihren Kindern spielend.

Lieblich war der Traum. Der Himmelsknabe
Sprach: „Für eure schönen Frücht' und Blumen,
Was soll ich euch geben? Du, o Bruder,
Spielest bald mit mir auf einer andern
Schönen Au, da will ich süße Früchte,
Wie du nie sie kostetest, dir schenken.
Dir, o Schwester, werd' ich wiederkommen,
Wenn du Braut bist, und den Kranz dir reichen.

Mutter wirst du seyn von guten Kindern,
Gut wie du und gut wie deine Mutter!"
Also träumte sie und wacht erschrocken
Auf, und eilte zu dem Bilde, betend:
„Kann es seyn; so laß mir meinen Knaben,
Holdes Kind! Wo nicht, dein Will' geschehe."
Und in kurzem ward der Traum erfüllet:
Denn der Knabe starb. Er sah im Sterben
(Also sagt er) einen Himmelsknaben
Kommen und ihm süße Früchte reichen,
Und er koste schon die süßen Früchte.
Auch die Tochter wuchs und ward der Mutter
Ebenbild. Als am Altar sie kniete,
Eine Braut, erschien ihr im Gebete
Jenes Kind und kränzte sie mit Blumen.
Wie ihr dünkte, waren meistens schöne
Lilien und Rosen in dem Kranze,
Wenig dunkle Blumen; und ihr Leben
Ward des Kranzes Abbild, Lieb und Unschuld.

Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.
Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos,
Wohin man den Herrlichen verbannet,
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.
In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm; und aus seinen Augen

Sprach die liebevollste Feuerseele.
„Diesen Jüngling;“ sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Huth. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Christo die Gemeine.“
Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn; sah die schönsten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.
Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam: die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?“ — „Er ist gestorben!“
Sprach der Greis, und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“
„Dieses Jünglings Seele,“ sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?“
„Auf dem Berge dort!“ — „Ich muß ihn sehen!“

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen, wie er es begehrte.
„Führet,“ sprach er, „mich zu eurem Führer.“

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen

Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet."
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Anlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.
Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neu geschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme!
Jahre lebten sie jetzt ungetrennet
Miteinander; in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele.
Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Sankt Johannis letztes Wort.

Wartend seines Amts im Betgemache,
Das dem Herrn geweiht zu Ephesus,
Stand zur Zeit der ersten Abendwache
Pauli Glaubenssohn, Timotheus,
Um den hohen, priesterlichen Greis,
Der Gemeine dichtgedrängter Kreis,
Hergeeilt nach ihrem Tagewerke,
Daß an Gottes Wort ihr Herz sich stärke.
Aus des Greises Blick, aus seinen Mienen,
Seinem salbungsreichen Worte quoll
Jenes Leben, ihm im Sohn erschienen,
Jenes Leben, deß sein Busen voll

Und was überwallend ihm entfloß —
Himmlischhell und liebewarm ergoß
Es hinein sich in die offnen Seelen,
Sie dem Sohn noch enger zu vermählen.

Jetzt zum Schluße falten sich die Hände,
Daß das Herz in des Gebetes Hauch
Noch zu Gott sein tiefstes Leben sende,
Nach der Christen frommem Sinn und Brauch.
Flehen muß es für das Reich des Herrn,
Für die Gläub'gen hier und nah und fern,
So wie für das Heil des Gottesmannes,
Jenes Lieblings Christi, Sankt Johannes.
Zum Jahrhundert zählt er schon die Schritte.
Herrlich glänzt als der Gemeine Licht
Einst der Geist, der nun die morsche Hütte
Heimwärts strebend immer mehr durchbricht.
Ihn zu halten, ringt ihr täglich Flehn,
Doch zu bald nur wird hinweg er gehn;
Denn wer wehrt den finsteren Gewalten,
Wenn schon ausgestreckt den Arm sie halten?

Jetzt auch blicket alles für den werthen Lehrer
Mit dem Aug' voll Sehnsucht himmelan —
Da — horch! ein Geräusch! — wer sind die Störer?
Sieh die Flügelthüren aufgethan!
Nun bewegt es langsam sich herein.
Wie, ein Bette? — Wer nur mag es seyn?
Ist's ein Kranker, der dieß Haus erlesen,
Um durch's Flehn der Brüder zu genesen?

In die Mitte wird das Bett getragen,
Und vorsichtig leise hingestellt,
Dann der dunkle Schleier weggeschlagen,
Welcher die Gestalt verborgen hält.
Die Enthüller treten jetzt zurück
Vor der forschenden Gemeine Blick —
Ha, er ist's! es ist der Hochverehrte,
Den so lange schon ihr Aug' entbehrte.

Mühsam richtet er sich in die Höhe,
Freundlich schnell und sorgsam unterstützt
Von Timotheus in seiner Nähe,
Daß er aufrecht jetzt im Bette sitzt.
Rosig glänzt im dünnen Silberhaar,
In dem Engelantlitz mild und klar,
Auf der ganzen hochgeweihten Stelle,
Wo er weilt, des Abends Dämmerhelle.

Ihm entgegen schlagen alle Herzen,
Alle tief von einer Lieb' erglüht.
Furcht und Hoffnung wallen, Freud und Schmerzen,
Wechselnd auf in jeglichem Gemüth.
Was hat ihn gebracht zum Gottesort?
Will er einmal noch in reichem Wort
Vor den Seinen hier das Herz ergießen,
Oder sie nur sehn und scheidend grüßen?

Lang und sinnend hält der Gottgetreue
Auf den Kreis umher das Haupt gelenkt;
Jedem wird von ihm ein Blick der Weihe
Viel bedeutend, liebevoll geschenkt.
Und auf wem er leise betend ruht,
Den ergreifet schnell Begeist'rungsglut,
Kühn die Welt im Heiland zu bezwingen,
Und des Sieges Palme zu erringen.

Was des Greises Blick als Wunsch geboren,
Stärken wird's nun auch sein Wort zur That:
Zeigen wird, wie er ihn selbst erkohren,
Er des vollen Siegs gewissen Pfad.
Sieh! zur Red' erschließt er schon den Mund! —
Doch ein kurzes Wort nur thut er kund:
„Kindlein, liebet euch!" dann senkt er wieder
Langsam sich auf's Ruhebettlein nieder.

Und den heil'gen Gottesmann verhüllen
Sanft die Träger jetzt, und tragen ihn
Schweigend wieder durch den Kreis der stillen,
Tief im Geist bewegten Hörer hin —
Nur ihr folgend Auge, thränenschwer,

Und ein leises Flüstern rings umher
Sagt, was sie in jenem Wort gefunden,
Und was ihr Gemüth dabei empfunden.

Immer hält sie noch die neugeweihte Stätte,
Wo der Greis das hohe Wort gezeugt,
Ob schon lang und dunkler stets die späte
Sommernacht zu ihnen niedersteigt.
Durch die Fenster quillt des Mondes Strahl
Jetzt herein, und wallet durch den Saal,
Wie ein Geist, der, jener Welt entschwebet,
Ob der betenden Gemeine webet.

Und je mehr sie weilen, hebt sich höher
Stets die Andacht in der Beter Brust,
Führet sie den Ew'gen nah und näher,
Weckt stets hellern Anschau'ns Wonnelust.
Mächtig tönt, was Sankt Johannes sprach,
Immer noch in jedem Busen nach;
Und, als ob es auch im Saal erklänge,
Horcht und horcht und staunet jetzt die Menge.

Hastigleise thut sich da die Thüre
Einem tiefbewegten Boten auf.
Jedes Auge fragt: was her ihn führe
Odemlos vom flügelschnellen Lauf?
„Eben hat der Meister es vollbracht:
Allen wünscht er segnend gute Nacht.
Jenes Wort, zuletzt vor euch gesprochen,
Lallt' er noch, als schon sein Blick gebrochen."

Polykarpus.

Ein edler Held ist, der für's Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.

Ein Hohepriester trug er ihr Geschick
In seinem Herzen und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,
Des Irrthums und der Schmeicheleien Feind,
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht, und floh nicht seinen Tod.
„Was tödtet ihr die Glieder?" rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt!"
Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet. „Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupt's
In voller Gluth," so sprach der kranke Greis,
„Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen." — Da
Erscholl das Haus von stürmendem Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.
„Bereitet," sprach er, „diesen Müden noch
Ein Gastmahl." Ich bereite mich indeß
Zur Reise auch. Er gieng und betete.
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Richter. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächtige Stimm' im Busen ihm:
„Sey tapfer, Polykarp!" Der Richter sieht
Den heitern, schönen, ruhigsanften Greis
VerwunderND. „Schone," sprach er, „deines Alters
Und opfre hier, entsagend deinem Gott." —
„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?" — „Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?" — „Zermalmet muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, sey's,
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht!"
Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist

Der Christen Vater; Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
Ward er ergriffen. „Freunde," sprach er, „hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihen."
Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los, und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend rings um ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte, bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor. —

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier dir, dem Sterbenden, die Brust
Durchbohren? Dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf:
Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Muth.

Der himmlische Garten.

Maximina, die an ihres Vaters
Herzen hing, denn nach der Mutter Tode
Hatt' er sie, sein einzig Kind, erzogen,
Und der Mutter Bild in ihr geliebet —
Maximina hing auch nach des Vaters
Tod an seinem Herzen, und verlassen,
Wie ein Lamm in öder wilder Wüste,

Sehnte sie sich oft zu ihm hinüber:
„Ach, daß ich ihn Einmal schauen könnte,
Droben dort in seinem Paradiese!“
Und ein süßer Schlaf umfing sie freundlich,
Und sie sah im holden Traumgesichte
Einen Garten voll der schönsten Blumen,
Die auf Erden sie noch nie gesehen.
Goldne Früchte glänzten auf den Bäumen,
Deren Zweige klingend sich bewegten,
Freundlich kam der Vater ihr entgegen:
„Sieh, o Kind, wie angenehm ich wohne!“
Nahm sie bei der Hand, und zeigt' ihr tausend
Schöne Blumen.“ — „Laß mich,“ sprach sie träumend,
„Diese junge Rosenknospe brechen“ —
„Brich sie, wenn du kannst!“ — Die Knospe wich ihr.
„Sieh, o Tochter, eben das war Deine
Lebensblum'. Unausgeblühet kannst du,
Darfst du sie nicht brechen; unter Dornen
„Blühet sie, doch voll und schön und einsam.“ —
„O so zeige mir dann, guter Vater,
Dein' und meiner Mutter Lebensblume.“ —
„Siehe hier auf einem Stängel beide;
Eine längst, die andre kaum verblühet.“
Wundernd sah sie jetzt die vielen Blumen,
Rosen, Lilien und Hyazinthen,
Knospend, blühend und verwelkend! „Tochter,“
Sprach die himmlische Gestalt, und wurde
Leuchtender, du siehest hier den weiten
Lebensgarten auserwählter Menschen.
Engel wachen über Bäum' und Früchte:
Deiner Knospe Hüther sind Wir beide,
Ich und deine Mutter.“ — „Ach, wo ist sie?“
Glänzend gieng die schönste der Gestalten
Ihr vorüber, und das Kind erwachte.
Paradies und Vater war verschwunden.
Aber immer blieb ihr tief im Herzen
Dieser Traum; auch sehnlich wünschend wollte

Sie die Lebensknospe eh' nicht brechen,
Eh' es ihres unsichtbaren Wächters
Linde, leise Vaterhand geböte.

Rosen.

In einer tödtendschweren Hungersnoth
Versagte Rosa von Viterbo sich
Den kleinsten Ueberfluß, und bracht' ihn still
Den Armen. Einst traf unversehens sie
Der karge Vater auf dem Wege: „Kind!
Was hast du da?" — „Es sind nur Rosen, Vater!" —
„So zeige sie." Voll Schrecken that das Kind
Die Schürze auf; und sieh, es waren Rosen.
Kaum aber hat der Karge sich gewandt,
War, was ihm Rose schien, erquickend Brot.
Ihr kargen Väter, die ihr auch nur Rosen
Verleihn, und Rosen, Rosen sehen wollt
In harter Hungersnoth, seht, was ihr wünschet!
Dem Armen werde jede Rose Brot.

Die Ameisen.

Ein Müssiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört' der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr, als sie?"
Sprach er: „Wohlan! so sey mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anschau'n und Gesang!"
Er gieng zur einsam frommen Wüstenei
Und harrete auf Offenbarung. Da

Rief eine Stimme: „Schau' zur Erd' hinab,
Simplizius." Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein andrer Hauf'
Hielt Kräutersaamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene hohlten Erd'
Herbei, und dämmten ihren breiten Strom,
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Das ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört' den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unten seiner Last erlag, und wer
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar.
Simplizius sah's mit Verwunderung,
Und sähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht viel mehr, als sie?"
Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorner Sohn,
Wie? hast du keinen Vater, keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beispringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprossen? Keinem Menschen auf der Welt
Verbunden oder werth, daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameisen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat Jede genug."
Belehret kehrt Simplizius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan
Im großen Ameishaufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die — oft sich unbewußt —
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für Alle Jedermann.

Das Amen der Steine.

Vom Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersät war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr, als boshaft, sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt."
Der blinde Greis erhub sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich' geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich, dein ist die Kraft, und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten!"
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
„Amen! ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen — !"
Der Knab' erschrak; reumüthig kniet' er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn," sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen:
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwerdt. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen."

St. Jakobus.

Jakobus aus der Zwölfen Schaar
Ein treuer Diener Gottes war,
Der zog in vielen Landen um,
Zu predigen das Christenthum.
Erst fing er in Judea an,
Da hat er Wunder viel gethan;
Drauf zieht er nach Hispania,
Und lehrt die blinden Heiden da,
Daß ihrer sich in kurzer Frist
Bekehren viel zu Jesu Christ.

Als sie der Mauren Schwarm befällt,
Zieht er mit ihnen aus, ein Held,
Und wo er steht, und wo er ficht,
Wär'n auch die Feinde noch so dicht,
Da dringt er durch mit Löwenwuth,
Und haut in rechter Zorneswuth
Mit seinem Damaszener Schwert
Die ärgsten Streiter von dem Pferd:
Denn Gott hat eine Legion
Gesandt vom hohen Himmelsthron,
Die kämpft zur Seit' ihm unsichtbar,
Und macht, daß bald die Heidenschaar
Ein Todesschauer überläuft,
Und, wer da kann, die Flucht ergreift.

Da geht ein Ries', unmäßig groß,
Auf Jakob, den Apostel, los,
Der hat gar große Zauberkraft
In seines Speers gewalt'gem Schaft,
Und wo er hat gestritten je,
Da bracht' er unters Kriegsvolk Weh,
Der tritt vor Jakob hin und spricht:
„He, Kleiner! hast du Lust, so ficht!

Zieh' aus der Scheide schnell das Schwert,
Nach deinem Blut mich sehr begehrt."
Sankt Jakob spricht kein einzig Wort,
Und läßt den Riesen schimpfen fort,
Fleht unterdeß zu Jesu Christ,
Daß er ihm nochmals gnädig ist.
Als sein Gebet zu Ende war,
Verläßt er seine kleine Schaar,
Und geht hochherzig, wie ein Held,
Wo sich der Heide aufgestellt,
Und als er ihn erreichen kann,
Da fängt er frisch zu hauen an,
Und eh's der Riese sich vermuth,
So schwimmt er todt in seinem Blut.
Als das der Christenhaufe sieht,
Er vor Jakobo niederkniet,
Der aber spricht: „Das laßt nur seyn,
Gott sollt ihr bringen Dank allein!
Von ihm kam Hilfe zu uns her,
Sonst wären wir allsammt nicht mehr,
Den betet an zu dieser Stund
Voll Freudigkeit mit Herz und Mund."
Und jeder sinkt gerührt auf's Knie;
Da blüht am blauen Himmel, sieh!
Ein Regenbogen lustig auf,
Und stehn die goldnen Worte drauf:
Wer sich auf seinen Gott verläßt,
Deß Hoffnung steht wie Felsen fest!

Die Raben des heiligen Meinrad.

Hervor in Gottes lichten Sternentempel
Aus der bescheidenen Kapelle schritt

Der graue Siedler Meinrad eines Abends,
Nachdem andächtig er zum Herrn gebetet
Vor des Altares hochgeweihtem Bild,
Und ein Gesicht im Geiste wundersam
Mit tiefbewegtem Herzen dort gesehen.
Ihm war sein Todesengel nah' erschienen,
Und hat' ihm hingewinkt zum Sternensaal!
Da blickte seufzend jetzt empor gen Himmel
Der ruhbedachte, gottgelass'ne Greis,
Dieweil gar mild und ernst zum finstern Walde
Die leuchtenden Gestirne niederschauten,
Mit sanftem Lichtesstrahle ringsherum
Den Frieden Gottes in den bessern Welten
So klar verkündend jeder Menschenbrust.
Kein Blatt im Haine will des Abends Feier
Durch rauschendlautes Beben frech entweihen;
Die Quelle rieselt an der Klause matt,
Als sänk' allmählig sie zu Traumesschweigen,
Und um den frommen Bruder regt allein
Des Lebens Odem sich in warmer Brust
Zwei muntern, treu ihm zugethanen Raben,
Die jung aus Todesnoth er einst gerissen,
Als Sturm herab vom Mutternest sie warf.
Doch wie der Klausner in des Waldes Schatten
Nun also friedlich auf die Bank sich setzt,
Und traut im Schooße hegt die Raben beide,
Und nicht herab vom Sternenzelte wieder
Zur Erde bringt den heitern Hoffnungsblick:
Da stürzt urplötzlich aus der Büsche Dunkel
Ein kühnes Räuberpaar in Hast herbei,
Und greifet rechts und links den Bruder an
Mit hochgezücktem Dolch und Lästerrede.
„Heraus, du Heuchler! nun, du schlauer Wicht!
Heraus die Gaben stracks, die frommen Schaafen
So manches Jahr du listig abgeschwatzt,
Und in des Hüttchens Armuth klug versteckt,
Derweil den Dürftigen du spenden solltest!"

Erzürnt ob solcher Lüge Frevelworten,
Und tief erschrocken ob der Mörder Wuth,
Vermag mit keinem Laut der Angefaßte
Die Sünder strafend von sich abzuweisen,
Und alsogleich durchbohret ihn der Stahl
Der Beutegierigen, und gräßlich schmähend
In's Düst're der Kapelle werfen sie
Die blutbeträufte Leiche höhnisch fort.
Zur Siedelei dann wenden rasch sich Beide,
Wo sie vergebens Gold und Schätze suchen,
Dieweil mit gütevollem Sinne stets
Den Armen früh und spät so gern bescheeret,
Was ihm vertrauet war, der heil'ge Mann.

Voll Grimmes wühlt die Hand der Missethäter
Im Stroh des Bettes, in des Heerdes Asche,
Zuletzt im Wasserkruge des Erschlagnen;
Es bietet ihnen nirgends Raub sich dar.
Da wähnt das Mörderpaar, in der Kapelle
Den Fang zu haschen, den es sicher hofft,
Und dringt in's Heiligthum mit frechem Fuße.

Doch kaum berühret sind des Hauses Stufen,
So flammen plötzlich auf dem Hochaltar
Die Lichter, die gelöscht vor Augenblicken
In Finsterniß all' finster noch gestanden,
Und bei der Leiche sitzen schauerlich,
Von wundervollem süßen Duft umflossen,
Die Raben und mit scharfem Hüterauge
Belauschen sie die Mörder, welche nahn,
Und brechen krächzend los mit Biß und Kralle,
Daß voll Entsetzen ungesäumt die Scheuen,
Nicht Widerstandes eingedenk, entfliehn.

In Angst, in Seelenangst — da banges Ahnen
Sie Gottes Finger in der Raben Ungestümm
Erkennen heißt — durch Nacht und Waldesgraus
Von dannen jagt das Mörderpaar im Fluge
Dem alten Zürch, der Stadt des Schutzes, zu;

Weil dort verborgen es im Volksgedränge
Nicht Klage, nicht Verrath des grausen Mordes
Vor des Gerichtes leisem Ohr besorgt.
Und als am Abend sie zum Labetrank
In abgelegner kleiner Schenke saßen,
Und freier schon die Brust sich lüften,
Und mit den Gästen rings zu plaudern wagten:
Da fuhr gewaltig, unversehen rasch,
An's schmale Fensterlein von draußen her
Ein wildes Rabenpaar mit stetem Rufe,
Mit dem Geschreie hochgereizten Zorns!
Und blaß auf seinem Stuhle sank zurück
Der Mörder, der zuerst sie grausend kannte,
Das unbedachte Wort des Schrecks entsendend:
„O Gott! des heilgen Meinrad Hüter! Sieh!"
Die Gäste fahren stutzig auf, und prüfen
Mit Späherblicken schon das Räubervolk,
Und halten treu die Bleichgewordnen fest,
Da Schuld auf ihrem Angesicht erscheint.
Desselben Abends kam die dunkle Sage:
„Der fromme Meinrad liegt in seinem Blut,
Durchbohret von verruchten Mörderhänden,
Vor des geweiheten Altares Stufe,
Wo fromm zu seinem Heiland er gefleht."
Und klärlich ward nun alles offenbaret;
Die Mörder, hingeschleppt zum Richterstuhle,
Gestanden bald: „Wir sind's, die das gethan,
Aus schnöder Gier nach des Erschlagnen Habe,
Da Satanas verblendend überreich
Uns sie gespiegelt zu verrücktem Wahn."
Da sprach der Richter: „Sie sind Todes schuldig,
Und Rad und Flamme muß die That versöhnen!
Ihr Zeitliches ist mir anheim gefallen,
Das Ewige wird Gott im Himmel richten:
Er sey den armen Seelen mild und gnädig!"

Kloster Hirschau.

Mit Träumen treibe keiner Spott!
Manch frommer Traum kam schon von Gott,
Es spricht der Herr nicht stets durch Wort
Und Donner, wie zu Mose dort;
Er spricht auch oft ein still Gemüth,
Das auf zu ihm in Demuth sieht,
Wie er bei Joseph einst gethan,
Mit leiser Stimm' in Träumen an.

So stand in süßem Morgentraum
Auf eines Angers grünem Raum
Einst einer Kirche heil'ges Bild
Vor Helizena's Blick enthüllt.
Drei Fichten sah sie wunderschön,
Drei Drillingsschwestern, vor sich stehn,
Und über ihrer Wipfel Grün
Wölbt sich ein Regenbogen hin,
Und schwebend auf dem Bogen stand,
Verklärt in schimmerndem Gewand
Ein Engel, seine Stimme drang
Ihr sanft in's Ohr, wie Harfenklang.
„Dich fromme Wittwe," sprach er, „dich
Hat Gott erwählt, vernimm durch mich,
Beglückt vor Tausenden, sein Wort
Und bau' ihm eine Kirche dort.
Dort, wo auf jenes Angers Grün
Aus Einem Stamm drei Fichten blühn,
Dort an der Nagold stillem Strand
Siehst du das ihm geweihte Land!"

Und kaum erglüht das Morgenroth,
Befolgt sie schon des Herrn Gebot,
Und reich geschmückt als Edelfrau
Ritt sie hinaus zur grünen Au'.
Doch all' ihr köstliches Geschmeid

Dünkt ihr jetzt Tand und Eitelkeit;
Sie zieht es aus mit frommem Sinn,
Und legt es Gott zum Opfer hin.
Des Reichthums Glanz, des Standes Ehr'
Reizt nicht die fromme Wittwe mehr;
Sie will fortan nur Gott allein
Der Tage Rest in Andacht weih'n.
Und rasch enteilt mit flinker Hand
Der Knechte Schaar nach Kalk und Sand;
Der Hämmer Schlag, der Aexte Schall
Ertönt durch's Thal nun überall.
Und bald erhebt aus tiefer Kluft
Die Kirche hoch sich in die Luft,
Und bald stimmt in den Weihgesang
Der Orgel Ton, der Glocke Klang.
Des Volkes Menge strömt herbei
Von nah und fern; mit heil'ger Scheu
That ihr der frommen Wittwe Mund
Die Wunder der Erscheinung kund.
Auf's Neu' erklang durch Wald und Thal
Der Hämmer Schlag, der Aexte Schall;
Es rührt, von Gottes Geist entbrannt,
Sich Jung und Alt mit äms'ger Hand.
Ein Klösterlein, von treuem Fleiß
Erbaut, umschloß in schönem Kreis
Die Kirche, wie ein Heil'genschein,
Und fromme Väter zogen ein.
Die Fichten, die im Morgentraum
Die Frau erblickt im grünen Raum,
Sie warfen jetzt voll Herrlichkeit
Den Schatten segnend weit und breit.
Die schönste Perl' im Schwabenland
Ward Hirschau an der Nagold Strand,
In seiner Zellen stillem Schooß
Wuchs manche Geistespflanze groß.
Doch nichts, was Menschenkunst erhöht,
Nichts, was die Erde trägt, besteht;

Verödet liegt in Schutt und Graus
Seit Jahren schon das Gotteshaus.
Versunken ist in ew'ge Nacht
Der Säulen Schmuck, des Tempels Pracht;
An Trümmern weilt des Wandrers Blick,
Und eine Thräne bleibt zurück.

Das Hufeisen.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde gieng,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maaßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.
So schlendert' er in Geistesruh'
Mit ihnen einst einem Städchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu Sankt Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt
So was vom Regiment der Welt,
Was einem Jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken.

Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Zepter seyn;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt,
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.
Der Herr nach seiner Langmuth drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen;
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.
Nun gieng's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen,
Sankt Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär',
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr nach einem kleinen Raum
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach Sankt Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschlein bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
„Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,

Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht."

Das Gebet der heiligen Scholastika.

Scholastika, die Jungfrau, lebte
Nur ihrem Gotte fromm geweiht;
Die stillbegnügte Seel entstrebte
Nie der gewählten Einsamkeit.
Nur einmal sah man frei sie wallen
Aus ihrem Kloster jedes Jahr,
Es war dem Freunde zu Gefallen,
Den gleicher Mutter Schoos gebar.

Des frommen Benediktus Zelle
Lag hoch auf Wald umgebnem Ort,
Stets trafen sich auf gleicher Stelle
Die heiligen Geschwister dort
Im stillen Dörflein, das bescheiden
Sich dehnet am gewundnen Bach
Hier winkt nach herber Trennung Beiden
Das gastlich wohlbekannte Dach.

Und schon erreicht die Jungfrau heute
Ersehnt des Waldgebirges Fuß,
Da lächelt ihr mit heil'ger Freude
Des theuren Bruders milder Gruß.
Still hängt an seinem Angesichte
Ihr Blick, der ihn so lang' entbehrt,
Und strahlt vom überird'schen Lichte
Der reinsten Liebe schön verklärt.

Darauf mit geistlichen Gesprächen
Erquickend ihren heil'gen Sinn,
Froh bringen, wie sie stets es pflegen,

Den Morgen die Geschwister hin.
Versenket in des Himmels Sorgen,
Die einz'gen ihrem Geist bekannt,
Bemerkt, im Hüttchen so geborgen,
Nicht er, noch sie des Mittags Brand.
    Doch kühler wehen schon die Lüfte,
Im Westen glüht der letzte Strahl,
Und mild ergießen Balsamdüfte
Sich mit dem Thau durch's Wiesenthal;
Da faßt Scholastika die Hände
Des theuren Bruders, wehmuthweich:
„O dreimal selig, wär' mein Ende
Des Tages leisem Abschied gleich!"
    „Bald mag der Abend wohl erscheinen,"
So spricht sie ahnungsvoll bewegt,
„Wo zu der Ruhenden Gebeinen
Man diese müden Glieder legt;
Dann währt es eine kleine Weile,
Auf Erden nennen's Jahre wir,
Und dich gesellt im ew'gen Heile
Der Himmelsvater ewig mir."
    „Dann trennt nicht mehr, wie einst hienieden,
Vom liebsten uns des Grabes Nacht,
Vereint dort wallen wir in Frieden,
Wo niemand schläft, noch weinend wacht;
Wo keine Thäler mehr uns scheiden,
Durch die der öde Pfad sich streckt,
Die Seele nicht der Sehnsucht Leiden,
Des Abschieds Todesschauer schreckt!"
    Und dunkle Nacht war's rings geworden,
Indeß die heil'ge Jungfrau sprach.
Der Arktur flimmert hell im Norden,
Ihm ziehn die andern Sterne nach.
Nach kargem Mahle Gott zu loben,
Wie Benediktus niederkniet,
Erschrickt der Fromme, als dort oben
Er alle Himmelslichter sieht.

Und spricht: „Der Herr sey mit dir, Schwester,
Spät ist die Stunde, fahre wohl!“
Doch ach! sie hält die Hand nur fester,
Die sie auf lange lassen soll.
„Wie schnell ist eine Nacht verschwunden!“
Seufzt leise sie mit scheuem Flehn,
„O schenke mir die kurzen Stunden;
Wer weiß wann wir uns wiedersehn.

Doch Benedikt mit ernstem Trauern
Entgegnet: „Hast du auch bedacht,
Ob aus des Klosters heil'gen Mauern
Die Nonne weilet eine Nacht?
Und magst du dies von mir begehren!
So unbesonnen fordr' es nicht,
Wie soll der Mönch die Regel ehren,
Wenn ohne Noth der Abt sie bricht?“

Da, von dem harten Wort geschrecket,
Das rauh der strenge Bruder spricht,
Verstummt die Schwester und bedecket
Ihr thränenvolles Angesicht.
Als ob die Brust vom Schmerz gespaltet,
Stöhnt betend sie zum Himmel auf,
Und durch die Finger, enggefaltet,
Bricht heißer Thränenbäche Lauf.

Sie betet noch, und schon verdunkelt
Sich dort der Sterne scheidend Licht.
In aufgethürmten Wolken funkelt
Nur rothe Gluth, die sie durchbricht;
Des Mondes Silberglanz umhüllen
Die Engel selbst mit schwarzem Flor,
Und fernher schallt des Donners Brüllen
Verdoppelt am Gebirg hervor.

Die Finsterniß durchzucken Blitze,
Und die geborstne Wolke gießt
Den Strom, wie von des Felsens Spitze
Ein Sturzbach unaufhaltbar schießt.
Des Wiesenquelles Fluthen schwellen

Zu drohend schreckenvoller Höh',
Wie Flammen furchtbar es erhellen,
Erscheint das Thal ein weiter See.
Da staunend ruft der Abt gelinde:
„Warum hast du mir dieß gethan?
Kämpft doch die Fluth mit Flamm' und Winde:
Versperrt liegt mir der Rückkehr Bahn!"
Sie spricht: „O laß es nun geschehen!
Umsonst bat ich, o Bruder, dich;
Da wandt' ich zu dem Herrn mein Flehen,
Und schau! — Der Herr erhörte mich."
„Der Heiland weiß um meine Liebe,
Die ich ihm demuthsvoll vertraut;
Die reinen schwesterlichen Triebe
Entweihen nicht des Himmels Braut.
So laß den Unmuth endlich schwinden,
Gedenkend jener Seligkeit,
Wenn sammt den Freunden wir uns finden
Vereint in aller Ewigkeit."
Und unter heiligen Gesprächen
Verstreicht die kurze Sommernacht.
Verronnen nun ist Fluth und Regen,
Wie schön der neue Tag erwacht.
Hell strahlt des Himmels blauer Bogen,
Da eilet Benediktus jetzt
Dahin, von wannen er gezogen,
Nachdem er scheidend sich geletzt.
Und nach drei Tagen sieht er's schweben,
Gleich einer Taube himmelwärts. —
Es ist der Schwester reines Leben
Gebrochen sonder Angst und Schmerz.
Und eine Stimme läßt sich hören
In Harfentönen mild verklärt:
„Werth ist die Regel aller Ehren,
Doch mehr noch ist die Liebe werth."

Die Jagd des heiligen Hubertus.

Horch auf, welch ein fröhlicher Jubel erschallt!
Wie alles, dem Stimme gegeben,
Auf Berg und Thal im Ardenner Wald
Laut preiset das köstliche Leben:
Doch Leben erwecket des Todes Lust
In jeglicher muthigen Jägersbrust.

Da höret man bald des Hifthorns Schall,
Zu sammeln die muntern Gesellen;
Die eilen, des Winkes gewärtig, all
Sich um den Gebieter zu stellen:
Hubertus vom Aquitanier Land,
Ihr Herzog, der Kirche noch unverwandt.

Frisch auf nun gieng es zu Bergeshöhn,
Und rasch durch die schattigen Gründe;
Nach Beute mußte der Jäger sehn,
Das Thier, ob Rettung es finde.
So kreiset's in suchend- und fliehender Eil',
Vermeidend und gebend des Todes Pfeil.

Da zeiget dem Herzog des Forstes Zier,
Ein Hirsch, sich von seltener Schöne;
Und hitziger folgt er dem stolzen Thier
Mit schallendem Jägergetöne.
Weit zieht das ihn ab von der Seinen Zahl
Bis tief in ein einsam geschlossenes Thal.

Hier kehrt sich der Hirsch ihm voll Zuversicht
Entgegen mit hoher Geberde.
Da stürzet den Kühnen ein Wundergesicht
Auf zitternden Knieen zur Erde:
Denn, wo das Geweihe dem Haupt entschwillt,
Da zeigt sich vom Kreuze des Heilands Bild.

Doch kurz nur verhüllet sein Auge scheu
Der Fürst, von Entsetzen getroffen;
Dann hebt er die leuchtenden Augen aufs neu',

Die strahlen ein heiliges Hoffen:
Denn schon ist die Seele gewendet, sein,
Der so zu ihm redet im Kreuzesschein:
„Hubertus, sieh! hat Wald und Flur
Dir noch nicht Zeugniß können geben
Von Gottes offenbarer Spur
In Allem, was nur athmet Leben:
So komm' ich selbst, um deinen Sinn
Zu leiten auf den Vater hin."
„Du hast dir manches Ziel gesteckt,
Allein das rechte stets verfehlet,
Was doch so klar und unverdeckt,
Daß jedes frommme Herz es wählet;
Nicht Gott und seiner Liebe Geist,
Die dennoch jetzt dich an sich reißt."
All' deine Werke, groß und klein,
Sie müssen jetzt sich anders wenden;
Was ich dem Willen flößte ein,
Das müsse deine That vollenden,
An meinem Glauben halte recht! —
Mild ist der Herr, treu sey der Knecht."

Wenn man des Himmels Lieb' erfährt,
Und kann sich deren werth nicht achten;
Da mag man, wie Hubertus lehrt,
Nun wohl mit rechtem Fleiße trachten,
Zu dienen ihm in Herzensdrang
Für seiner Gnade Ueberschwang.
Was er im Glauben schon erkannt,
Wollt' er nun auch im Geist ergründen.
Nach Utrecht zog er hin und fand
Dort Sankt Lambertus, ihm zu künden,
Was Gott gethan zu unserm Heil.
Die Taufe ward ihm dort zu Theil.
Bald treibt nach Rom, der Wunderstadt,
Ihn fromm ein heiliges Verlangen,
Wo Petri Fuß gewandelt hat;

Den Segen will er dort empfangen:
Denn seinen neugebornen Sinn
Reizt jetzt nur himmlischer Gewinn.
Da ward dem Pabst es offenbart:
Daß, wer auf seiner Bahn zu schreiten
Von Gott erweckt, sich Führer ward,
Der werd' auch Andre sicher leiten;
Drum sandt' er mit dem Hirtenstab
Nach Lüttich ihn als Bischof ab.
Dort hüthete, getreu dem Herrn,
Hubertus seine fromme Heerde,
Bis mild ihm winkt ein Morgenstern
Hinweg von dieser dunkeln Erde.
Und im Ardenner Walde ruht
Des Heil'gen Leib in Klostershuth.
So rastlos jagt der Mensch durch's Leben
Nach hohem Wunsch, der unerreicht,
Sich endlich seinem irren Streben
Ein Kreuzesbild am Ziele zeigt!
Da wacht er auf aus Erdenlust,
Und drückt den Himmel an die Brust.

Inhalt.

	Seite
Mutterlehren	5
Der Frauensand	22
Der Arme und der Reiche	26
Die drei Bergleute	32
Drei Wünsche	35
Das Elfenreich	38
Die drei Glückskinder	66
Der Gevatter Tod	70
Armuth und Demuth führen zum Himmel	74
Marienkind.	76
Brüderchen und Schwesterchen	80
Das Hirtenbüblein	84
Frau Holle	86
Goldener	90
Die Sternthaler	95
Der heilige Jodokus und die vier Bettler	96
Sankt Augustin	99
Die Geschwister	100
Der gerettete Jüngling	101
Sankt Johannis letztes Wort	103

	Seite
Polykarpus	106
Der himmlische Garten	108
Rosen	110
Die Ameisen	110
Das Amen der Steine	112
St. Jakobus.	113
Die Raben des heiligen Meinrad	114
Kloster Hirschau	118
Das Hufeisen	120
Das Gebet der heiligen Scholastika	122
Die Jagd des heiligen Hubertus	126

In der v. Jenisch & Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Adolph und Ludoiska,

oder

das Gottesgericht auf den Eisfeldern Rußlands.

Eine Erzählung für die reifere Jugend.

Von dem Verfasser der „Kinder der Wittwe."

Mit 1 Stahlstich. Velinpapier. 8. 14 gr. oder 54 kr.

Wie der Verfasser bei seiner mit so großem Beifall aufgenommenen „**Perle von Genua**" das Mittelalter zum Rahmen seiner Erzählung genommen hat, so schildert er hier das Jahr 1812 treu und wahr. Jedes für das Höhere erglühte, für Gott, Religion und Wahrheit entbrannte Gemüth wird dieses Werkchen mit hohem Interesse lesen.

Edmund und Julius,

oder

die Folgen des Neides und der Verläumdung.

Eine Erzählung für die Jugend.

Von dem Verfasser des „Glockenbuben."

Mit 1 Stahlstich. Velinpapier. 8. geh. 9 gr. oder 36 kr.

Des Verfassers **Wandergesellen** und **Erzählungen** haben solchen Beifall gefunden, und wurden in allen Zeitschriften so günstig recensirt, daß jede weitere Empfehlung seiner neuesten Jugendschrift entbehrlich ist.

Unterhaltungen
aus der
Naturlehre
für Knaben und Mädchen.

Von dem
Oberleiter der Kleinkinder-Bewahranstalten
J. G. Wirth.

Mit 1 Stahlstich. Velinpapier. 8. geh. 10 gr. oder 42 kr.

Die günstige Aufnahme, welche des Verfassers: **Unterhaltungen aus der Naturgeschichte** mit colorirten Kupfern fand, wird noch in größerm Grade diesem der Belehrung und Unterhaltung der Jugend gewidmeten Werke zu Theil werden.

Hazzi und Hazza,
oder
Der Ritt in's Mährchenland.
Für die reifere Jugend erzählt
von
J. L. G. Walther.

Mit 1 Stahlstich. 8. geh. 10 gr. oder 45 kr.

LES ENFANTS DE LA VEUVE,
ou
Dieu secourt ceux qui souffrent innocement, et humilie les coupables.
CONTE
à l'usage de la jeunesse.

Avec une gravure sur acier. 8. broché. **12** gr. oder **48** kr.

Eltern und Erzieher können ihren Kindern keine passendere französische Lekture in die Hände geben, als diese streng moralische Erzählung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rebau, Heinrich, 1792-1852

Neueste Jugend-Bibliothek zur Bildung des Geistes und Herzens

Bd.: 5

Augsburg 1842

Paed.pr. 2787-5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760764-1